



die zeit *und* *Wir*

4. Jahrg. / Juni 1962 / Heft 10

MÄDCHEN VON HEUTE



Sie treffen einander im Espresso, im Waschraum, im Theatervestibül.

Sie haben nicht gerade viel Zeit.

„Was macht Robert?“

„Wie geht 's dir, warst du vorige Woche noch bei Manfred?“

„Den Fritz hab' ich gestern gesehen!“

„Laß Emil schön grüßen.“

„Tschüss, bis morgen also, im Pinguin!“

Ein bißchen viel männliche Vornamen — bis auf den Pinguin — finden Sie nicht? Vielleicht würde es sich lohnen, der Sache auf den Grund zu gehen. Mädchen von heute, wo habt Ihr die vielen männlichen Vornamen her?

Robert — hier sei 's gesagt — ist der Abteilungsleiter in Gerdas Büro. Ein netter Kerl — auch seine Frau ist entzückend und holt ihn manchmal nachmittags ab.

Manfred ist der Verlobte von Ingrid. Wenn er von seinen Studien einmal weggang, machen sie zu viert hie und da eine kleine Fahrt hinaus ins Grüne.

Fritz ist ein Familienname, und sein Träger ist der Chef der Firma, bei der Lotte im nächsten Monat eintreten soll.

Emil ist vom Klub.

Und Pinguin ist ein Espresso.

Mädchen von heute stehen mit beiden Beinen in der Welt. Sie studieren, sie nähen Kleider, sie schreiben Maschine, telefonieren und verkaufen. Autoersatzteile und Hautcremen. Sie lernen kochen, sie lernen Sprachen. Und machen Überstunden.

Manchmal können sie einem Paar Schuhe in der Auslage nicht widerstehen. Und manchmal überlegen sie sich, ob das Geld dafür nicht besser — ja, wofür? Sie sagen es nicht.

Sie sammeln Autogramme und tanzen Twist.

Sie trinken Coca-Cola und lesen Thomas Mann.

Sie lieben ihre Eltern.

Und machen auch keine Überstunden und sagen, daß sie Überstunden machen.

Aber das gehört wohl nicht hieher?

Mädchen von heute reiten, klettern auf Bäume, tragen Hosen und brechen Rekorde.

Und träumen von einer weißen Hochzeitskutsche.

Franz K. Koller

Götz v. Berlichingen

Vor 400 Jahren starb der „Ritter mit der eisernen Hand“

Die Gestalt des Götz von Berlichingen, der am 23. Juni 1562 starb, vor 400 Jahren also, ist uns weniger aus der Geschichte bekannt als aus der gleichnamigen Dichtung Goethes. Gedichte und Geschichte stimmen allerdings nicht miteinander überein. Goethe läßt seinen Götz unmittelbar nach der Niederlage der Bauern, deren mehr oder weniger unfreiwilliger Hauptmann er geworden, im Gefängnis sterben, gebrochenen Herzens. Also etwa schon 1525 oder 1526. Goethe hat dem alten Ritter 36 Jahre seines Lebens genommen, aber dafür die Unsterblichkeit gegeben. In Wirklichkeit hat Götz ein Menschenalter gelebt, Goethe aber konnte für sein Drama keinen sich so lange hinziehenden Niedergang brauchen, denn Götz von Berlichingen verbrachte und vertrauerte den ganzen Rest seines Lebens auf seiner Burg Hornberg am Neckar in Unmut und Kummer.

Um so bewegter war das übrige Leben des berühmten Ritters aus altem württembergischen Geschlecht. Er wurde 1480 zu Jagsthausen geboren und focht schon als junger Ritter manche Fehde aus. Im Jahre 1504 verlor er durch einen Schuß aus einer Feldschlange die rechte Hand, die nach seinen eigenen Plänen durch eine künstliche aus Eisen ersetzt wurde. Der „Ritter mit der eisernen Hand“ focht trotzdem unermüdlich bald Fehden in eigener Sache aus — insgesamt waren es 15 — bald leistete er „Freunden und guten Gesellen“ Hilfe, meistens zum Zweck des Gewinnes von Beute und Lösegeld, selten zum Schutz Unterdrückter.

Als er am 18. Mai 1512 bei Forchheim 95 Nürnberger Kaufleute überfiel, wurde er von Kaiser Maximilian geächtet und erst 1514 gegen Zahlung von 14000 Gulden von der Acht befreit. 1518 wurde er wegen verschiedener neuerlicher Raubzüge zum zweiten Mal geächtet. Im Kriege des Schwäbischen Bundes 1519 mit Herzog

Ulrich von Württemberg focht er auf der Seite des letzteren. Als Verteidiger der Stadt Möckmühl schlug er alle Angriffe ab, bis Mangel an Munition und Lebensmitteln ihn zur Übergabe gegen freien Abzug zwang. Der letzte Artikel der Kapitulation wurde jedoch nicht gehalten und Götz von Berlichingen der Stadt Heilbronn als Gefangener überliefert. Erst 1522 wurde er freigelassen.

Am großen Bauernkrieg 1525 nahm er, wie er selbst sagt, gezwungen als Hauptmann der Aufständischen teil. Doch schon nach vier Wochen begab er sich wieder auf seine Burg. Vom Kammergericht wurde er für schuldig erklärt, trotzdem wurde er 1528 von Dienern des Schwäbischen Bundes überfallen, und als er sich seinem Gelöbnis getreu in Augsburg stellte, dort zwei Jahre in Haft gehalten und erst 1530 gegen das Versprechen, sich nicht mehr aus dem Umkreis seines Schlosses zu entfernen, freigelassen. Der Ritter mußte sogar, und das war wohl das Schlimmste für den Haudegen, versprechen, nie wieder ein Pferd zu besteigen. Diese halbe Gefangenschaft wurde zweimal unterbrochen, als er mit dem Kaiser die Feldzüge 1542 nach Ungarn gegen die Türken und 1544 gegen Frankreich mitmachte.

Den Rest seines Lebens blieb Götz von Berlichingen auf seiner Burg. Dort verfaßte er mehrere Schriften, unter anderem seine Lebensbeschreibung, die trotz ihrer unbeholfenen Darstellung und mancher Unzuverlässigkeit ein getreues Gemälde der Sitten jener Zeit gibt, besonders des Adels. Dieser Lebensbeschreibung entnahm Goethe den Stoff zu seinem berühmten Schauspiel, in dem aber die historische Treue keineswegs gewahrt ist. Götz diktierte die meisten seiner Schriften. Mit seiner eisernen Rechten vermochte er nur die Waffen, aber nicht die Schreibfeder zu führen. Mit der linken Hand schrieb er sehr schlecht, selbst seine Unterschrift „G. von Berlichingh zu Hornbergk“ ist schwer zu entziffern.

Almut Lammert

Marokkanisches Gastmahl

„Fahren Sie doch morgen auch mit nach Arhbalou-n-Kerdouss“, hatte am Vorabend unser freundlicher Gastgeber, ein ungarischer Arzt, den das Schicksal in diesen Oasenort am Südfuße des Hohen Atlas verschlagen hatte, gemeint. Da Arhbalou im Zentrum des Gebirges liegt und einige Zeit Zwangsaufenthalt marokkanischer Nationalistenführer gewesen war, wurden wir neugierig und beschlossen, der Gesellschaft unseres Gastgebers zu folgen.

Über der weiten Wüstensteppe zwischen den Gebirgszügen des Hohen Atlas und des Djebel Ougnat liegt noch die Dämmerung, als wir unseren Volkswagen für die Fahrt bepacken und dann einsteigen. Ruhig ist es in den sonst so lärmgefüllten Gassen Goulmimas, alle Läden sind noch geschlossen, nur hie und da, in einen Winkel gekauert, hockt eine verummte Gestalt und schläft. Bald haben wir die Dattelpalmenhaine durchquert, und nur mehr die Einsamkeit dieses trostlosen Landstriches umfängt uns.

Im Osten verfärbt sich der sattblaue Himmel in ein zartes Gelb, ein liches Orange, das rasch kräftiger wird, und hinter der Bergkette steigt plötzlich der Feuerball der Sonne empor. Schön messen wir eine Temperatur von 30 Grad. Was wird uns erst um die Mittagszeit bevorstehen?

Zur Rechten begleiten uns, schroff und abweisend, die Vorberge des Hohen Atlas, denen wir kaum näherzurücken scheinen. Schon seit einer Stunde sind wir auf dieser Piste, deren Oberfläche häufig einer Waschrumpel ähnelt, unterwegs. Immer wieder müssen wir durch Trockentäler, in denen uns Felsbrocken den Weg versperren. Da zeigt sich endlich ein Einschnitt im Gebirgskamm, auf den die Straße genau zusteuert. Regelmäßige grüne Flecken werden sichtbar, zwischen ihnen gewaltiges Mauerwerk. Wir haben die erste Oase am Gebirgsrand erreicht und fahren nun in das Tal ein, das sich zwischen den kahlen Bergen hindurchwindet. Nur spärliche Wasserpflützen stehen im Flußbett, dem das Band der Pflanzungen folgt. Dattelpalmen

strecken ihre Kronen in den Himmel. Zwischen ihnen liegen winzige kleine Feldgevierte, auf denen Mais und Gemüse gedeihen. Bewässerungskanäle leiten das Flußwasser herbei. Es gibt keinen größeren Gegensatz als den zwischen dem schmalen Streifen des Lebens entlang des Wassers und der Felswüste ringsum. Nur kahle Berge starren herab, die mitleidlos in den buntesten Farben leuchten — gelb, schmutziggrau, braun, violett und schiefergrün — von den prallen Sonnenstrahlen getroffen.

Langsam läßt aber die Hitze nach. Der Fahrtwind, der hereinstreicht, bringt tatsächlich Abkühlung; das Thermometer steigt kaum, obwohl der Mittag naht. Nach der Karte müssen wir 2000 m Höhe erreicht haben und bereits in der Nähe unseres Zieles sein.

Richtig, da vor uns scheint plötzlich die Piste aufzuhören! Doch nein, sie senkt sich bloß in einen weiten Talkessel, der von einem Bach durchquert wird. Blühender Oleander umsäumt die Ufer. Terrassen steigen allseits die Berglehnen hinauf, vom prächtigsten Grün überzogen, und burgartige Siedlungen liegen inmitten zahlreicher Obstbäume. Überrascht sind wir, im Herzen des Hohen Atlas einen solch idyllischen Flecken vorzufinden.

Ein gewaltiger Bau rückt näher, der unschwer als ehemaliges französisches Fort zu erkennen ist. Aus dem Schatten eines Tores tritt ein Soldat und stoppt uns. Wir parken das Fahrzeug und werden durch angenehm kühle Gänge in einen großen Raum gebracht. Ein Teppich bedeckt den Boden; hier sollen wir Platz nehmen. Inzwischen weckt unser Führer die Gesellschaft, die lange vor uns eingetroffen war und sich in den Räumen nebenan ausgeruht hatte. Wir werden allen Männern, denn nur Männer sind hier beisammen, vorgestellt. Der Khalifa (Stellvertreter eines Caid, etwa im Range eines Bezirkshauptmanns) lädt uns zu einem marokkanischen Mahl ein.

Während wir noch plaudernd im Raum beisammenstehen — unser ungarischer Arzt macht dabei den Dolmetscher, da

die Einheimischen nur Arabisch oder ihren Berberdialekt sprechen — haben die Soldaten im Garten schon alles für das Festmahl vorbereitet. Apfel- und Birnbäume bilden mit ihren Kronen ein einziges Dach, durch das sich nur selten ein Sonnenstrahl hindurchstiehlt. Im dichten Gras liegen prachtvolle rote Teppiche, mit geometrischen Mustern verziert. Wir wagen es

auf den Boden, stemme mich mit dem rechten Arm ab. Meinen Begleitern muß es ebenso ergangen sein, denn sie folgen meinem Beispiel. Nun eilen Diener herbei und schieben uns weiche Kissen hinter den Rücken. So läßt sich das Sitzen schon eher aushalten.

Ein Soldat füllt beim klaren Bach, der am Eßplatz vorbeiplätschert, eine Messing-



nicht sie zu betreten, so kostbar sehen sie aus. Doch dann folgen wir dem Beispiel unserer Gastgeber, streifen die Schuhe ab und lassen uns wie sie im Türkensitz nieder. Ich verstehe es bald nicht mehr, wie man in dieser unbequemen Haltung stundenlang sitzen kann. Es zwickt und zwackt an allen möglichen Stellen, die Beine werden wie leblos, und endlich halte ich es nicht mehr aus. Ich kauere mich einfach

kanne und bringt sie nebst einem Messingwaschbecken herbei. Er gießt jedem Wasser über die Hände, reicht Seife und spült nach dem Waschen den Seifenschaum ab. Dann hält er ein blütenweißes Handtuch zum Abtrocknen bereit.

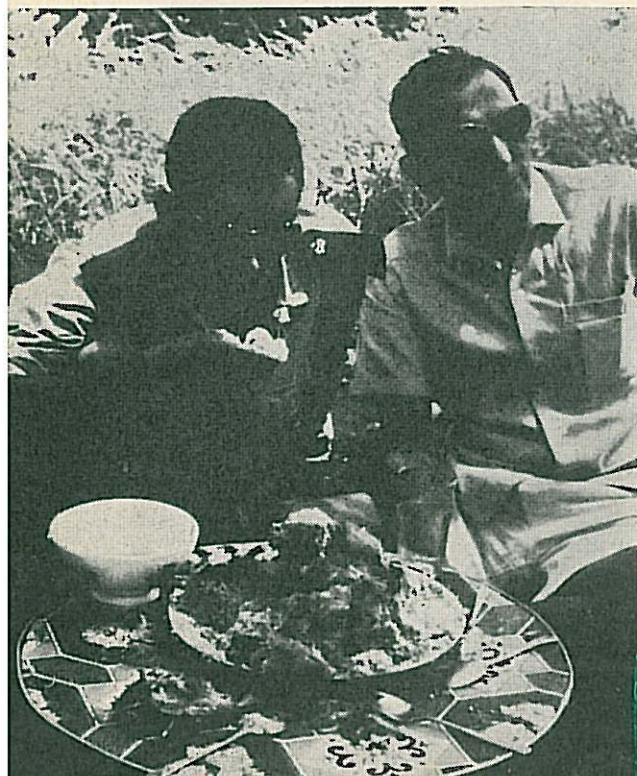
Nachdem sich jeder gereinigt hat, wird ein niedriges Tischchen auf den Teppich, mitten zwischen uns, gesetzt. Ein Diener balanciert eine riesige Metallschüssel her-

bei, auf der ein dampfendes Gebirge von Fleisch und Gemüse aufgetürmt ist, so daß sein Kopf vollständig dahinter verschwindet. Die Schüssel wird auf den Tisch gestellt, aber ihr folgen weder Teller noch Eßbestecke. Befremdet gucken wir einander an. Der ungarische Arzt hat dies bemerkt und erklärt: „Die Marokkaner essen aus einer Schüssel und verwenden statt der Löffel, Gabeln und Messer nur die Finger.“ Uns wird ein wenig unheimlich zumute, als wir den Berg von verschiedenen Gemüsen, Zwiebeln und Kartoffeln betrachten, der mit Fleischbrocken von beträchtlicher Größe verziert ist und in einer fetten, gulaschartigen Brühe schwimmt. Jetzt werden Fladenbrote gereicht, und höflich warten alle, bis wir den ersten Bissen zum Mund führen. Aber wir wissen nicht recht, was wir mit den Fingern und dem Brot anfangen sollen. Der Arzt hilft uns aus der Verlegenheit, und wir erfahren, daß die linke Hand beim Speisen überhaupt unbeteiligt bleibt. Sie gilt bei den Orientalen als unrein. Umso mehr Arbeit erhält die rechte Hand. Sie muß mit Hilfe kleiner, zu Taschen geformter Brotstücke, Bissen aus der Schüssel fischen. Das Essen auf diese Art erscheint uns schwieriger als

alle Abenteuer, die wir bis jetzt bestehen mußten. Wir verwünschen insgeheim die marokkanischen Eßsitten und bedauern, daß wir zugesagt haben.

Von überall tauchen nun arbeitsame Hände in den Riesenberg, und bald sind in seine Flanken ganze Täler gegraben. Nur auf unserer Seite ändert sich zunächst nichts, denn wir haben Mühe, die Eßbrocken zum Mund zu bringen, ohne Röcke und Hosen anzutropfen. Um das Fleisch wird ein großer Bogen gemacht, denn erstens besteht eine Abneigung gegen Hammelfleisch, zweitens weiß keiner von uns, wie er einen der gewaltigen Brocken in den Mund schaffen soll. Doch der Khalifa erweist sich als formvollendeter Gastgeber. Er wühlt in dem Berg, bis er ein von Fett triefendes Fleischstück gefunden hat, reißt es auseinander und drückt mir den einen Teil in die Hand. Dr. Bekay, der ungarische Arzt, erfaßt blitzschnell meine peinliche Lage und ruft mir deutsch zu: „Geben Sie ruhig Fleischstücke, die Sie nicht essen wollen an jemand weiter. Das ist erlaubt.“ So beginnt eine Art Gesellschaftsspiel, denn mit freundlichem Grinsen schieben wir Brocken, die uns ungenießbar erscheinen, dem nächsten Marokkaner zwischen die geöffneten Lippen.

Schneller, als wir geglaubt haben, ist die Speise, bis auf wenige Reste, von der Schüssel verschwunden. Erleichtert atmen wir auf, denn „Insch-Allah“ — wenn Allah will — haben wir nun die Mahlzeit überstanden. Doch da erscheint neuerlich ein dienstbarer Geist und schleppt eine womöglich noch größere Schüssel mit einem noch höheren Eßberg herbei. Die Speise sieht der ersten ganz ähnlich; zuerst haben wir jedoch Tarjin erhalten, nun gibt es Kouskous, ebenfalls ein Nationalgericht. Mit einladender Handgebärde weist mein Nachbar auf den Berg, und seufzend schicke ich mich ins Unvermeidliche. Erstaunlich ist die Fingerfertigkeit unserer einheimischen Partner. Mein Gegenüber formt bloß mit der Rechten aus dem Weizengrieß und Saft kleine Kügelchen, die er geschickt in den Mund steckt. Er demonstriert die Hohe Schule der Eßkunst und ist sichtlich erfreut über die bewundernden Blicke, die wir ihm zuwerfen. Wie sehen wir dagegen aus! Von unseren Kleidern ist fast die gesamte Speisenfolge





abzulesen, und wir blicken etwas beschämt drein. Doch wir haben einen vorbildlichen Gastgeber. Er klatscht in die Hände, und ein Diener, der abwartend in der Nähe gestanden ist, eilt herbei. Der Khalifa läßt Tücher bringen, und der Soldat breitet diese fürsorglich über unsere schon recht mitgenommenen Kleider aus. Wie schlimme Kleinkinder, die nicht richtig essen können, fühlen wir uns. Doch niemand stößt sich an unserer Ungeschicklichkeit, mit Takt gehen alle darüber hinweg, und kein strafender Blick trifft uns, wenn mancher Bissen auf dem wunderschönen Teppich landet.

Endlich ist auch der zweite Berg wie der erste von der Schüssel verschwunden. Als der Diener jetzt neuerdings mit Wasserkanne, Becken, Seife und Handtuch anrückt, scheint uns das wie eine Erlösung. Doch die Freude kommt zu früh. Noch ist nicht alles überstanden. Eben zersägt der Khalifa eine umfangreiche Melone in mundgerechte Stücke und schiebt uns besorgt

die allergrößten zu. Äpfel und Birnen werden auf Tablett gebracht und herumgereicht. Jeder von uns fühlt sich für Wochen gesättigt. Soll das Schmausen heute kein Ende mehr nehmen?

Doch wie elektrisiert bemerken wir plötzlich die Teekanne, die herbeigetragen wird. Das ist das Signal, daß die Tafel aufgehoben ist, aufgehoben im wahrsten Sinn des Wortes, denn zwei Diener ergreifen den Tisch samt den Speiseresten und stellen ihn beiseite. Die übriggebliebenen Brote und Brotreste werden eingesammelt, alle Reste erhalten nun die Armen, die sicherlich schon irgendwo außer Sichtweite auf die für sie königlichen Genüsse warten. Der Diener bereitet den Tee nach dem vorgeschriebenen Zeremoniell und reicht jedem sein Glas. Behaglich schlürfen wir das goldgelbe, mit Pfefferminzkraut gewürzte Getränk, und strecken uns aufatmend wie die anderen zur Ruhe auf den Teppichen aus.

Dr. Karl Harrer

Für den Urlaub

Der „100jährige Kalender“ wird auch heute noch — im Zeitalter der Satelliten und fliegenden Wetterstationen — von vielen Leuten als Ratgeber für ihre Urlaubsplanung herangezogen. Und so wollen wir Ihnen nicht vorenthalten, welches Wetter uns nach Aussage des hundertjährigen Kalenders in den kommenden Sommermonaten erwartet:

Juli: Zu Beginn Schönwetter, dann kühl und vermischt veränderlich. Um den 11. fängt heißes Wetter an, das bis gegen Ende des Monats durchhalten soll. Störungen gegen Monatsende.

August: Beginnt mit warmem, trockenem Wetter, dann kurz veränderlich und wieder warm bis heiß. Störungen um den 25. bis 29. Heiterer oder ungestümer Monatsausklang.

Das Wetter hätten wir also. Es bleiben uns aber noch andere Urlaubssorgen, von denen euch die Zentralsparkasse eine große Anzahl abnehmen kann:

Für den Urlaub in Österreich

Es ist nicht ratsam, den gesamten voraussichtlichen Geldbedarf in Form von Bargeld mit sich zu führen. Wenn man erst ein paar Hunderter verloren hat, nützt es nichts mehr, wütend zu rufen: „Hätte ich doch...!“ Die Zentralsparkasse stellt euch „Schilling-Reiseschecks“ zur Verfügung (es gibt sie in Werten zu 500 und 1000 Schilling). Sie sind bei allen Geldinstituten gegen Vorweis eines Lichtbildausweises — und das ist der Zweck der Übung (sonst könnte sie ja auch jeder „Finder“ verwenden) — bei allen Sparkassen spesenfrei in Bargeld einzulösen. Die zweite Möglichkeit, ohne Bargeld zu reisen, besteht im „Freizügigen

Sparverkehr“. Mittels eures Sparkassenbuches könnt ihr unter bestimmten Voraussetzungen bei jeder Sparkasse Abhebungen vornehmen.

Für den Urlaub im Ausland

Auch hier gilt das oben Gesagte. Reiseschecks schützen euch vor Verlusten. Auf jeden Fall aber sind die offiziellen österreichischen Umrechnungskurse günstiger als die Kurse, die man euch im Ausland bietet, wenn ihr eure Schillinge erst dort umtauschen wollt.

Bei der Rückreise empfiehlt es sich, nur ausländisches Papiergeld mitzubringen, da die Umrechnungskurse für ausländische Münzen ungünstig sind.

Reiseandenken dürfen im Wert von S 300.— mit nach Österreich gebracht werden, sie müssen aber dem Zollbeamten bekanntgegeben werden.

Und hier einige wichtige Richtkurse:

100 Schilling sind:

in Frankreich 19 NF (Nouveau Franc)

in Spanien 225 Peseten

in Italien 2.400 Lire

in Jugoslawien 3.000 Dinar

in Deutschland 15 D-Mark

in der Schweiz 16 Schweizer Franken

in England 1,75 Pfund Sterling

(1 £ = 20 shilling; 1 shilling = 12 pence)

Von den angeführten Staaten braucht ihr Visa zur Einreise nur für Jugoslawien und Italien.

Wenn ihr sonstige Fragen auf diesem Gebiet habt, fragt in einer Zweiganstalt der Zentralsparkasse und ihr werdet gut beraten werden!

Einen schönen und erholungsreichen Urlaub wünscht euch die Zentralsparkasse!



Menschenjäger

HAIE IN DER ADRIA

„Der Haifisch schnappte nach meinem Fuß...“ — Es gibt nur sehr wenige Menschen auf der Welt, die das erzählen können; denn um den Kampf mit einem Hai zu überleben, muß man nicht nur ein erstklassiger Schwimmer sein, sondern auch ganz außergewöhnliche Körperkraft und Kaltblütigkeit besitzen. Aber selbst dann bleibt die Chance, mit dem Leben davonzukommen, stets verschwindend gering.

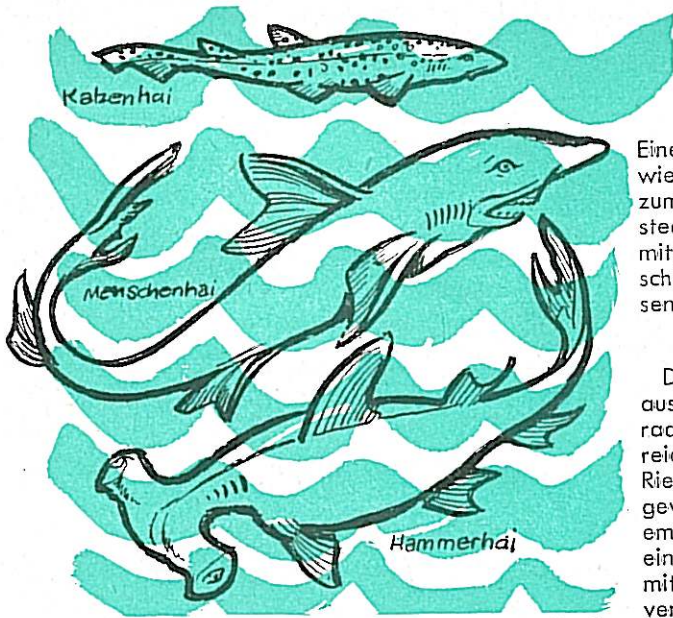
Von tausenden amerikanischen Fliegern, die während des zweiten Weltkrieges notwassern oder über offenem Meer abspringen mußten und gerettet werden konnten, berichteten nur insgesamt achtunddreißig, Haifischen begegnet oder gar von ihnen angegriffen worden zu sein; zwölf dieser Männer trugen Bißwunden davon. Daraus ist aber natürlich nicht etwa zu schließen, daß Haifische selten oder ungefährlich seien, sondern im Gegenteil, daß ihnen ihr unglückliches Opfer eben nur in ganz seltenen Fällen entkommt.

Raubritter des Meeres

Die atemberaubend aufregenden Berichte dieser wenigen Überlebenden — die erst

jetzt von der amerikanischen Luftwaffe veröffentlicht wurden — haben der Wissenschaft zahlreiche interessante Angaben über diese Tiere geliefert, von denen die Zoologen bisher nicht allzuviel wußten, weil sie begreiflicherweise nicht leicht zu beobachten sind. Es gibt etwa 325 verschiedene Haifischarten, die fast alle Meere der Welt bevölkern; mitunter mag sich ein Einzelgänger sogar bis an die europäischen Küsten verirren. Jedenfalls haben schon mehr als einmal erschrockene Fischer, die die charakteristische dreieckige Rückenflosse gesehen zu haben glaubten, Panik unter den sommerlichen Badegästen gestiftet. Unter den tropischen Arten gibt es einige, die — wie viele andere Warmwasserfische — lebendige Junge gebären.

Fast alle Haie sind äußerst gefräßige Raubfische, die einzeln oder in Schwärmen jagen und sich von lebenden Meerestieren nähren; aber die meisten zögern auch nicht, Aas zu fressen oder zu „Kannibalen“ zu werden und einen verwundeten oder geschwächten Artgenossen anzufallen. Nur etwa zwanzig Arten — vor allem der Blauhai, der auch Menschenhai genannt wird, der Tigerhai und der Ham-



merhai, der diesen Namen seiner Kopf-
form verdankt — greifen auch Menschen
an. Am gefährlichsten sind naturgemäß
die ausgewachsenen, oft mehrere Meter
langen Tiere und insbesondere diejenigen,
die die Gewohnheit haben, nahe der Was-
seroberfläche zu jagen, wobei sie manch-
mal ihre dreieckige Rückenflosse heraus-
ragen lassen. Es ist kein Märchen, daß
ein großer Hai mit einem einzigen Biß
seiner scharfen Zähne das Bein oder den
Arm eines Menschen abtrennen kann; aber
in der Regel bringt er seinem unglücklichen
Opfer viele tiefe Fleischwunden bei, die
seltenerweise zunächst keine starken
Schmerzen zu verursachen scheinen.

Doch greifen auch die zu den „men-
schenfressenden“ Arten gehörenden Tiere
nicht immer an. Es ist schon vorgekom-
men, daß Schiffbrüchige stundenlang von
Haifischschwärmen umgeben waren, ohne
gebissen zu werden. Warum das so ist,
konnte bisher nicht erklärt werden. Fest
steht nur, daß viele dieser gefräßigen
Raubfische nicht gern Kleidung und Leder-
schuhe durchbeißen; Blut reizt sie dagegen
zu wilder Angriffslust.

Ein Schwimmer kann sich gegen angrei-
fende Haifische nur damit verteidigen, daß
er mit aller Kraft auf sie einschlägt und
versucht, sie an ihren empfindlichsten
Stellen — Schnauze, Augen und Kiemen —
zu treffen. Ein Fliegeroffizier, der von
einem großen Hai in den Fuß und in die
linke Hand gebissen worden war, konnte
ihn schließlich durch mächtige Faustschläge
auf die Schnauze in die Flucht schlagen.

Einem anderen, der hilflos zusehen mußte,
wie einer seiner Kameraden den Bestien
zum Opfer fiel, rettete der schwere Feld-
stecher das Leben, den er beim Absprung
mitgenommen hatte und nun auf die
schnappenden Schnauzen niedersausen las-
sen konnte.

Schwimmende Spürhunde

Die Fähigkeit des Haifisches, sein Opfer
aus weiter Entfernung zu wittern, ist ge-
radezu erstaunlich. Dazu dienen ihm zahl-
reiche, über den ganzen Körper verteilte
Riechorgane, außerdem ist er für die un-
gewöhnlichen Vibrationen des Wassers hoch-
empfindlich, die durch den Todeskampf
eines Tieres oder die Bewegungen eines
mit den Wellen kämpfenden Schwimmers
verursacht werden. Dr. Hannes Lindemann,
der vor kurzem in der „Allgemeinen“
seine Einbaumfahrt über den Atlantik schild-
erte, beobachtete kleine, schwarz-weiß
gestreifte Fische, die einen großen Tiger-
hai zu seiner Beute führten. Möglicher-
weise verfügen diese „Piloten“ über noch
empfindlichere Sinnesorgane, aber die Hai-
fische scheinen jedenfalls klug genug zu
sein, um ihnen zu folgen.

Da es also äußerst wichtig ist, nicht die
Aufmerksamkeit der Haie auf sich zu len-
ken, raten Sachverständige den oft ver-
wundeten oder seekranken Insassen klei-
ner Rettungsboote, möglichst kein Blut
oder Erbrochenes ins Wasser gelangen zu
lassen, denn sobald auch nur ein einziger
Hai die Beute wittert und findet, gesellen
sich sofort viele seiner Artgenossen zu
ihm.

In der Tat sind auch kleine, leichte Boote
— insbesondere die auf Flugzeugen üb-
lichen, aufblasbaren „Dinghys“ — nicht
vor größeren Haifischen sicher, die sie von
der Seite und von unten angreifen, um sie
umzuwerfen oder zu durchlöchern. Ein
wohlgezielter Revolverschuß in den Kopf
ist in diesem Fall die wirksamste Vertei-
digung. Die durch den Schuß ausgelöste
Wasservibration wird auch oft genügen,
um die übrigen Tiere zu erschrecken und
zu vertreiben.

Ein Fliegeroffizier, der volle acht Tage
in seinem aufblasbaren Gummiboot zu-
brachte, wurde am sechsten Abend von
einem besonders großen Tier angefallen.
Gerade in diesem Augenblick versagte
der schon verrostete Revolver, der Hai,

der aus der Nähe Menschenfleisch witterte, geriet in eine wahre Angriffswut, und es gelang ihm, das kleine Boot wie einen Gummiball hin- und herzuschleudern. Vergebens schlug der Flieger mit dem Revolver auf den Kopf des Tieres ein, der sich als so stahlhart erwies, daß dabei nur die Waffe zu Schaden kam. Schließlich goß er dem Fisch etwas von der scharfen Flüssigkeit in die Augen, mit der verunglückte Flieger das Wasser zu färben pflegen, um von den Mannschaften der Rettungsflugzeuge gesichtet zu werden. Das wirkte: Der Haifisch entfernte sich. Der ganze Kampf — ein Kampf auf Tod und Leben — hatte noch keine zehn Minuten gedauert, aber das Gummiboot hatte dabei achtzehn zum Teil faustgroße Löcher davongetragen.

Gefährliche Ozeanriesen

Auf Grund dieser Erfahrung entschloß sich die amerikanische Luftwaffe dazu, der Notausrüstung ihrer Ozeanflieger eine

Rasiermesserscharfe Dreieckszähne sind die tödlichen Waffen des Menschenhaies. Ständiger Hunger jagt ihn durch die Meere — wehe dem Schwimmer, dem er begegnet!



ätzende „Haifisch-Abwehrflüssigkeit“ hinzuzufügen, die später manchmal gute Dienste leistete. In der Tat hatten die militärischen Sachverständigen zu Anfang des Krieges, bis sie eines Besseren belehrt wurden, die Haifischgefahr unterschätzt und sie sogar als geringfügig bezeichnet.

Auch der französische Arzt, Dr. Alain Bombard, der im Jahre 1952 in einem Gummiboot den Atlantischen Ozean überquerte, nahm sie anfangs zu leicht: „Ich habe mich an die Besuche der Haifische gewöhnt“, schreibt er in sein Tagebuch, „und ich verachte sie zutiefst. Richtige Feiglinge! Es genügt, diesen Angsthasen einen ganz leichten Ruderschlag auf die Nase zu geben, damit sie sich davonmachen...“ Aber bald machte er unangenehme Stunden durch, wenn große Haifische mit seinem Boot „Ball spielen“, obwohl es viel größer ist als ein „dinghy“. Schließlich wird er eines Tages von einem vier Meter langen „besonders hartnäckigen Hai, der schon einmal Menschenfleisch gekostet haben muß“, so wütend angefallen, daß das Boot zu kentern droht. Erst nach hartem Kampf gelingt es ihm, den Fisch mit einem am Ruder befestigten Messer zu erlegen.

Aber für noch gefährlicher als den Hai hält Dr. Bombard den riesigen Schwertfisch, dessen langer, knöcherner Oberkieferfortsatz einem Bajonett gleicht. Kein Gummiboot kann dieser Waffe standhalten, und Dr. Bombard verdankt sein Leben wahrscheinlich nur dem glücklichen Umstand, daß der einzige Schwertfisch, dem er auf seiner Fahrt begegnete, dem Boot volle zwölf Stunden lang folgte, ohne sich zum Angriff zu entschließen: „Ich merkte, daß er Angst vor mir hatte — vielleicht ebenso große Angst wie ich vor ihm“, schreibt der Arzt nach dieser schlaflosen Nacht in sein Tagebuch. Doch bald darauf fährt er nahe, aber glücklicherweise unbemerkt an einem Riesenrochen vorbei, der sein Boot mit einem einzigen Flossenschlag umwerfen könnte.

Der Hai ist also weder der größte noch der stärkste unter den Fischen, die dem Menschen gefährlich werden können. Aber sein nicht zu übertreffender Spürsinn und seine blutrünstige Angriffslust machen ihn zum gefürchtetsten Raubritter des Meeres.

Dr. Eric Weiser

Nicht nur für Mädchen.

Das Bügeln der Wäsche hat verschiedene Vorteile. Erstens sieht jedes gewaschene Wäschestück wieder schön aus, zweitens ist das Bügeln aus hygienischen Gründen notwendig, da Bakterien abgetötet werden, und drittens schmutzt die durch das Bügeln glatt gewordene Wäsche nicht so rasch ein. Bei Kleidungsstücken — sind sie nicht knitterfeste Nichtbügler — ist das Bügeln eine Voraussetzung, um sie tragbar zu machen.

Das Bügeln ist eine Kunst, die zwar jede Hausfrau versteht, die doch aber durch gewisse Kniffe erleichtert werden kann. Helfer sind nicht zuletzt die modernen Bügeleisen und Bügelbretter.

Was das Bügeleisen anbelangt, so hat das elektrische Bügeleisen das Holzkohlenbügeleisen, Gasbügeleisen, Spiritusbügeleisen usw. abgelöst. Das elektrische Normalbügeleisen hat im Reglerbügeleisen eine Vervollkommnung gefunden. Dieses wird auf das entsprechende Stoffmaterial eingestellt, so daß die Erwärmung nur bis zu der für das Material günstigen Temperatur erfolgt. Ein Versengen kann nicht stattfinden, wenn man — und das ist das Wichtigste — das Material (Baumwolle, Leinen usw.) richtig erkannt hat.

Zum Dämpfen wird heute das Dampf- bügeleisen verwendet, in das Wasser eingefüllt wird, das während der Arbeit die Wäsche befeuchtet. Manche Modelle sind so konstruiert, daß man ein und dasselbe Bügeleisen je nach Einstellung als Regler- bügeleisen oder als Dampf- bügeleisen (auch mit Temperatureinstellung) verwenden kann.

Während man früher der Meinung war, daß das Bügeln mit dem Gewicht des Eisens und dem starken Druck wesentlich zusammenhängt, haben die modernen Bügeleisen bewiesen, daß die richtige Temperatur ausschlaggebend ist.

Zum Bügelbrett sei gesagt, daß es praktische zusammenklappbare Bügeltische gibt, die teilweise mit dem sehr notwendigen Ärmelbügeleisen ausgestattet sind. Das Bügelbrett soll vor allem standfest, nicht zu schwer und sehr stabil sein. Ein Abstellbrett für das Bügeleisen ist unentbehrlich.

Wie bügelt man Wäsche?

Das glatte Wäschestück wird auf ein Bügelbrett gelegt und immer in der Fadenrichtung gebügelt. Die Wäsche muß so lange gebügelt werden, bis sie glatt und trocken ist. Voraussetzung für das Bügeln ist natürlich auch das entsprechende Einspritzen der Wäsche.

Während man Säume auf der Kehrseite bügelt, ebenfalls Monogramme und Stickerien (und zwar auf einer weichen Unterlage), so gibt es auch eine Reihe von Kleidungsstücken, die wir unbedingt auf der rechten Seite bügeln bzw. auch aufdämpfen müssen. Rund genähte Wäschestücke werden jeweils über das Bügelbrett gezogen. Gleichartige Wäschestücke sollen auch gleichartig zusammengelegt werden. Leinen und Baumwolle werden mit heißem

... auch
im
Urlaub
hoch
aktuell

Eisen und feucht gebügelt. Seide bügelt man leicht feucht, aber nur mit mäßig heißem Eisen. Sie verträgt das Einspritzen meist schlecht, da Flecken bleiben. Wolle wird mit mäßig heißem Eisen und fast trocken gebügelt. Reyon und Zellwolle vertragen nur schwach warme Eisen, ähnlich wie die Gewebe aus vollsynthetischen Fasern, sofern man diese überhaupt bügeln muß.

Sorgfalt bei Kleidungsstücken

Normalerweise werden viele Kleidungsstücke gedämpft werden müssen. Man legt also ein feuchtes Tuch auf das Kleidungsstück und drückt das Bügeleisen darauf. Noch bevor das Bügeleisen ganz trocken ist, soll man es abnehmen und den Dampf abklopfen. Bei Blusen und Kleidern bügelt man zuerst die Ärmel, bei Herren-

hemden zuerst den Halsbesatz, dann den Sattel, Manschetten, Ärmel usw. Kleidungsstücke, die ausgebeulte Stellen aufweisen, wie etwa Herrenhosen, Ärmel usw., zieht man zuerst verkehrt über das Bügelbrett, dämpft die betreffenden Stellen von außen nach innen.

Glänzende Stellen werden wieder matt, wenn man sie von der rechten Seite her dämpft. Bei hartnäckigen Fällen kann das Tuch mit einem Zusatz von Salmiakgeist angefeuchtet werden. Nachher von der linken Seite her bügeln.

Für die Hausfrau wäre das Bügeln leichter, wenn auf den Kleidungsstücken (wie dies bei Stoffen aus synthetischen Fasern schon oft der Fall ist) die Bügeltemperatur angegeben wäre.

Dr. Helga Czeike

Man kann sich die Eltern nicht aussuchen

Stoßseufzer mancher „Teens“, wenn es wieder einmal häusliche Differenzen gegeben hat: „Man kann sich eben die Eltern nicht aussuchen!“

Natürlich ist jeder Bursch und jedes Mädchen in Wirklichkeit froh, daß sie Eltern haben und daß es ihre Eltern sind, aber schließlich scheint in keiner Familie immer die Sonne. Und ebenso gut können sich die Eltern einmal über „den Fratzen“ so ärgern, daß sie ihrerseits stoßseufzen: „Wenn man sich die Kinder nur aussuchen könnte!“ — Und das kann man wirklich.

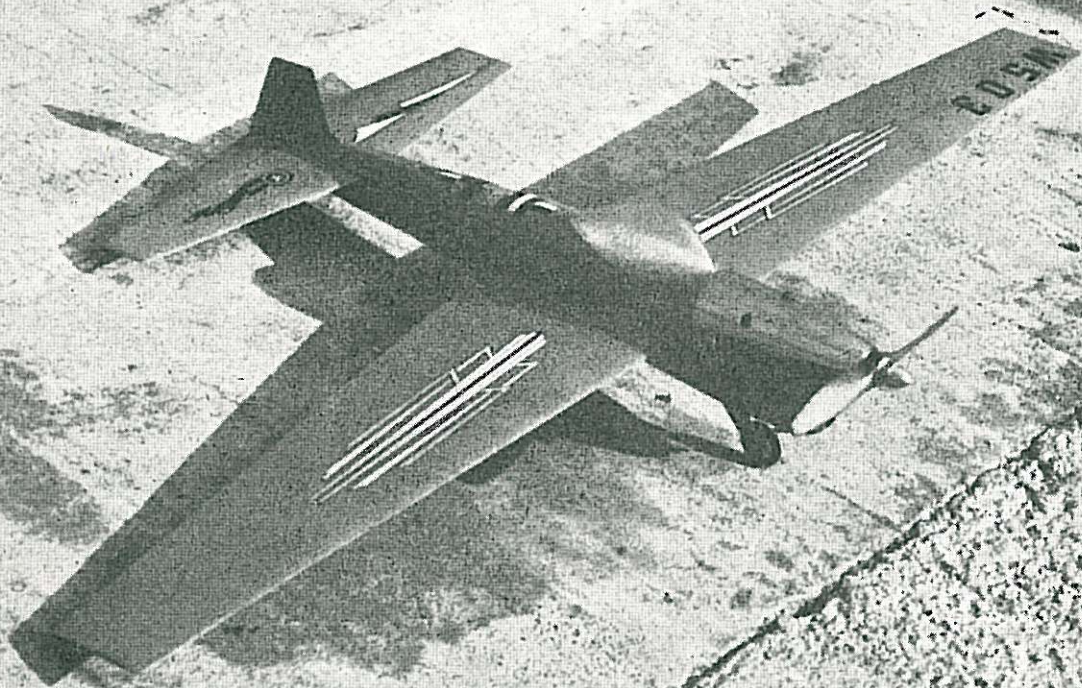
So manche Ehepaare, die aus diesem oder jenem Grund keine Kinder haben, wollen nämlich nicht auf das Glück verzichten, ein richtiges Familienleben zu führen. Und so gehen sie zum Jugendamt und suchen sich ein Kind aus, an dem sie Vater- und Mutterstelle vertreten können.

Der Gesetzgeber hat natürlich auch diese Materie genau geregelt. Ja, vor kurzem erst — im Juli 1960 — wurden die Adoptionsbestimmungen erneuert. Es hat sich nämlich gezeigt, daß das Alter der Adoptiv Eltern zu hoch angesetzt war. Es gab viele Ehepaare, die bereit waren, ein Kind zu adoptieren, aber noch nicht das vorgeschriebene Alter erreicht hatten; auf der anderen Seite waren viele Kinder da,

deren wirkliche Eltern aus diesem oder jenem Grunde nicht für sie sorgten. Das Jugendamt hat jedoch das größte Interesse daran, daß Kinder in einer echten Familie aufwachsen, weil auch die beste Heimpflege ein gutes Elternhaus nicht ersetzen kann.

Heute darf also ein Mann, der das 30. Lebensjahr vollendet hat, und eine Frau, die das 28. Lebensjahr vollendet hat, jemanden „an Kindes Statt“ annehmen. Einschränkung wird noch vermerkt, daß das Kind 18 Jahre jünger sein muß als die Adoptiveltern — eine begreifliche Maßnahme, um Mißbräuche zu verhindern. Mit der Adoption — es muß ein Adoptionsvertrag schriftlich abgeschlossen werden — erhält das Kind nicht nur den Namen des Adoptivvaters, sondern es hat auch die gleichen Rechte, wie wenn es wirklich in der Ehe geboren worden wäre. Auf der anderen Seite jedoch bleiben die Pflichten der leiblichen Eltern und deren Verwandten, trotzdem aufrecht. Auch das Adoptivkind hat gegenüber seinen wirklichen Eltern die im Gesetz vorgesehene Unterhaltspflicht. Ebenso bleibt das gesetzliche Erbrecht bestehen.

Dr. Herbert Sederl



SCHLOSSERLEHRLING

Besten Wiener Modellflieger

Am letzten Samstag im März fand der Verbandstag der Wiener Flugsportler statt. Bei der Ehrung verdienter Sportler erhielt der Schlosserlehrling Gert Kirchert den Ehrenbecher als bester Wiener Modellflieger. Das mit dem Schlosserlehrling stimmt nun eigentlich nicht mehr so ganz. Kirchert hat nach Beendigung der Lehrzeit seinen Militärdienst angetreten und erst vor kurzem wieder abgerüstet. Jetzt steht er schon wieder im Berufsleben. Ein noch schwächliches Bürschchen, wurde er bei Eintritt in die Berufsschule Mitglied der Modellfluggruppe der Schulgemeinde. Wie viele andere auch, fand er recht bald Spaß an der Arbeit und am Fliegen der Flugmodelle. Gewissenhaft und fleißig bastelte er an seinen Modellen und hatte schon recht bald die ersten Erfolge. Er

versuchte sich in fast allen Sparten des Flugmodellsports und zählte bald zu einem der besten Flugmodellbauer. Aber erst nachdem er seine Militärzeit hinter sich gebracht hatte, hatte er vollen Erfolg und gewann gleich zwei Staatsmeisterschaften. Den ersten Titel holte er sich in der Klasse der Segelflugmodelle. Bei stärkster Konkurrenz und unter größtem Einsatz konnte er den ersten Platz belegen. Das war der erste große Erfolg und Lohn für die fleißige Arbeit der vergangenen Jahre. Aber es blieb nicht bei diesem einen Titel. Besonderen Spaß fand Kirchert an der Klasse der Mannschaftsrenner. Dieses Mannschaftsrennen ist eine Klasse für sich. Die Flugmodelle müssen naturgetreu bzw. flugzeugähnlich und der Flächeninhalt darf nicht kleiner als 12 Quadratdezimeter sein.

Außerdem darf der Kraftstoffbehälter nicht mehr als maximal 10 Kubikzentimeter aufweisen. Das Rennen geht nun so vor sich, daß gleichzeitig drei Piloten mit ihren Modellen im Kreise fliegen. Zu jedem Pilot gehört nun noch ein Mechaniker, der das Starten und Auftanken des Modells übernimmt und an dessen Beweglichkeit es liegt, ob das Modell schnell wieder starten kann. Durch den begrenzten Tankinhalt von 10 Kubikzentimetern ist der Pilot gezwungen, mehrmals zwischenzutanken. Dies besorgt der Mechaniker, und es ist schon oft vorgekommen, daß die Landung zu hart erfolgte und dabei die Luftschraube zu Bruch ging. Nun mußte der Mechaniker auch noch den Luftschraubenwechsel durchführen. Insgesamt werden 50 Runden geflogen, und die Mannschaft, deren Modell am schnellsten diese Runden hinter sich bringt, ist Sieger. Die Entscheidung erfolgt bei einem Finale, dem jeweils Vor- und Zwischenläufe vorausgehen. Gerd Kirchert hatte als Kompagnon den Motorenbauer Paul Bugl, der bei dem Team den Piloten machte, während Kirchert der Mechaniker war. Das Team war herrlich eingespielt, die Zwischenlandungen klappten wie am Schnürchen, und mit einer ausgezeichneten Leistung sicherte sich das Team Bugl-Kirchert den Staatsmeistertitel im Mannschaftsrennen. Für Kirchert war das nun der zweite Titel innerhalb dieses Jahres und er wurde dadurch jahresbester Wiener. Dies ist bestimmt ein sehr schöner Erfolg, und dennoch blieb Gerd Kirchert ein bescheidener Mensch. Fleißig wie immer ist er daran, seine Titel in der neuen Saison erfolgreich zu verteidigen.

Wie schon erwähnt, ist unser neuer Jahresbester im Modellflug aus der Modellfluggruppe der Schulgemeinde hervorgegangen. Er ist nicht der erste. Unsere Gruppe brachte schon eine Reihe von ausgezeichneten Modellflugsportlern heraus. Auch in diesem Jahr hat sich wieder eine sehr starke Gruppe gebildet. Es werden in der Gruppe alle möglichen Flugmodelle gebaut. Ob es nun Segelflug- oder Motorflugmodelle, ob es Fesselflugkunstmodelle oder Mannschaftsrenner sind, alles wird gebaut und mit Begeisterung geflogen. Im Augenblick werden sogar eine Anzahl „Fliegender Untertassen“ gebaut, und es

wird nicht mehr lange dauern, bis auch diese ihre ersten Flüge durchführen werden.

Sicherlich gibt es noch viele unter euch, die ebenfalls gerne Flugmodelle bauen wollen. Wir haben noch Platz, und Lehrlinge, die Flugmodelle bauen, gehören zu uns, in die Flugmodellbaugruppe der Schulgemeinde. Besucht uns einmal an einem unserer Bauabende in der Tischlerwerkstätte in der Berufsschule Hütteldorfer Straße 7—17. Unsere Bauabende finden an jedem Dienstag und Mittwoch ab 17.15 Uhr statt. Egal, welcher Berufsgruppe du angehörst, komme auch du zu uns.

eka

Das Staatsmeisterteam Bugl-Kirchert



Unter Verfassung versteht man die geschriebenen oder ungeschriebenen Grundsätze über Aufbau und Tätigkeit, insbesondere über die Form und die Willensbildung des Staates, die Rechtsstellung der Regierung und der Staatsbürger. Die Verfassung wird vom Träger der verfassungsgebenden Gewalt geschaffen.

Ein Verfassungsstaat ist ein Staat mit einer Verfassung, in der die Staatsgewalt beschränkt, die Zuständigkeit der Staatsorgane bestimmt und den Staatsbürgern ein bestimmtes Maß an Rechten gesichert ist. Hauptarten sind die konstitutionellen Monarchien und die parlamentarisch demokratischen Republiken.

Die Verfassung Österreichs

Nach dem Zerfall des österreichischen Kaiserreiches im Jahre 1918 wurde aus den deutschsprachigen Kronländern Niederösterreich, Oberösterreich, Salzburg, Tirol, Vorarlberg, Steiermark und Kärnten (Wien wurde durch das Trennungsgesetz vom 29. 12. 1921 ein eigenes Bundesland, Burgenland — die deutschsprachigen Gebiete Westungarns umfassend — kam auf Grund des Staatsvertrages von Saint-Germain vom 10. 9. 1919 und der Venediger Protokolle am 4. 12. 1921 zu Österreich), die Republik Deutsch-Österreich gebildet. Der Staatsvertrag von Saint-Germain schrieb vor, daß die Republik als Rechtsnachfolgerin des Kaiserreiches Österreich zu gelten und daher den Namen „Österreich“ anzunehmen habe. Die am 16. Februar 1919 gewählte „konstituierende Nationalversammlung“ beschloß am 1. Oktober 1920 das Bundes-Verfassungsgesetz (B-VG), das am 10. November 1920 in Wirksamkeit getreten ist. Es wurde in den Jahren 1921, 1924, 1925 und 1929 novelliert.

Im Jahre 1934 wurde diese demokratische Verfassung außer Kraft gesetzt und eine autoritäre Verfassung auf ständischer Grundlage oktroyiert. In der Zeit der nationalsozialistischen Machtausübung in Österreich von 1938 bis 1945 galt — wenn überhaupt eine galt — die Verfassung des Deutschen Reiches.

Nach der Gründung der zweiten Republik Österreich wurde am 1. Mai 1945 das B-VG in der Fassung von 1929 wieder in Kraft gesetzt. Dies war jedoch praktisch, infolge des Lahmliens des parlamentarischen Lebens in Österreich, undurchführ-

Verfassung und Ve

bar, weshalb die „Vorläufige Verfassung“ erlassen werden mußte. Das B-VG 1920 in der Fassung von 1929 ist sechs Monate nach dem Zusammentritt des am 25. November 1945 frei gewählten Nationalrates (16. Dezember 1945), am 16. Mai 1946 in Wirksamkeit gesetzt worden.

Das Bundesverfassungsgesetz enthält Bestimmungen im

1. **Hauptstück** darüber, daß Österreich eine demokratische Republik ist, deren Recht vom Volk ausgeht; daß Österreich ein Bundesstaat ist; daß Änderungen des Bundesgebietes nur durch übereinstimmende Verfassungsgesetze des Bundes und der betroffenen Länder erfolgen können; daß das Bundesgebiet ein einheitliches Währungs-, Wirtschafts- und Zollgebiet bildet; daß Wien die Bundeshauptstadt und der Sitz der obersten Organe des Bundes ist; daß alle Staatsbürger vor dem Gesetze gleich sind; daß die deutsche Sprache die Staatssprache der Republik ist; daß die allgemein anerkannten Regeln des Völkerrechtes als Bestandteile des Bundesrechtes gelten; welche Angelegenheiten Bundes- und welche Landessachen sind; daß die gesamte staatliche Verwaltung nur auf Grund der Gesetze ausgeübt werden darf; daß die obersten Organe der Vollziehung der Bundespräsident, die Bundesminister und Staatssekretäre sowie die Mitglieder der Landesregierungen sind und wie die Verwaltungsaufgaben zu organisieren sind;

2. **Hauptstück** über die Gesetzgebung des Bundes;

3. **Hauptstück** über die Vollziehung des Bundes, d. i. Verwaltung (Bundespräsident, Bundesregierung, Bundesheer) und Gerichtsbarkeit;

4. **Hauptstück** über die Gesetzgebung und Vollziehung der Länder, a) Landtage, Landesregierungen, b) Bundeshauptstadt Wien, c) Gemeinden;

5. **Hauptstück** über die Rechnungs- und Gebarungskontrolle;

6. **Hauptstück** über die Garantien der Verfassung und der Verwaltung (Verwaltungsgerichtshof und Verfassungsgerichtshof);



Verfassungsgerichtshof

7. Hauptstück darüber, welche Gesetze neben dem B-VG als Verfassungsgesetze gelten (Staatsgrundgesetz vom 21. 12. 1867 über allgemeine Rechte der Staatsbürger, Zensurverbot, Habsburgergesetz, Aufhebung des Adels usw.).

Außer dem B-VG gibt es noch einige Verfassungsgesetze und in Bundesgesetzen enthaltene Verfassungsbestimmungen.

Zur Beschlußfassung von Verfassungsgesetzen und Verfassungsbestimmungen ist die Mindestanwesenheit der Hälfte der Mitglieder des Nationalrates und eine qualifizierte ($\frac{2}{3}$) Mehrheit der abgegebenen Stimmen erforderlich. Jede Gesamtänderung der Bundesverfassung, eine Teiländerung jedoch nur, wenn dies $\frac{1}{3}$ der Mitglieder des Nationalrates oder des Bundesrates verlangt, ist vor der Beurkundung durch den Bundespräsidenten, einer Abstimmung des gesamten Bundesvolkes zu unterziehen.

Als Garantie für eine verfassungsgemäße Gesetzgebung und Verwaltung ist der *Verfassungsgerichtshof* eingerichtet.

Der *Verfassungsgerichtshof* besteht aus einem Präsidenten, 12 weiteren Mitgliedern und 6 Ersatzmitgliedern. Diese müssen die rechts- und staatswissenschaftlichen Studien vollendet und bereits durch mindestens zehn Jahre eine Berufsstellung bekleidet haben, für die die Vollendung dieser Studien vorgeschrieben ist. Sie sind in Ausübung ihres richterlichen Amtes unabhängig. Sie dürfen weder einer Regierung noch einem allgemeinen Vertretungskörper angehören und werden vom Bundespräsidenten auf Vorschlag der Bundesregierung bzw. auf Grund von Dreier-vorschlägen des Nationalrates und Bundesrates ernannt.

Die Kompetenzen des *Verfassungsgerichtshofes*:

1. Der *Verfassungsgerichtshof* als *Kompetenzgerichtshof* erkennt über Kompetenzkonflikte (Zuständigkeitsstreitigkeiten):

a) zwischen Gerichten und Verwaltungsbehörden,

- b) zwischen dem Verwaltungsgerichtshof und anderen Gerichten,
- c) zwischen dem Verwaltungsgerichtshof und dem Verfassungsgerichtshof,
- d) zwischen ordentlichen Gerichten und anderen Gerichten,
- e) zwischen dem Bund und einem Land,
- f) zwischen den Ländern untereinander.

Weiters stellt er auf Antrag der Bundesregierung oder einer Landesregierung fest, ob ein Akt der Gesetzgebung oder Vollziehung in die Zuständigkeit des Bundes oder der Länder fällt.

3. Der *Verfassungsgerichtshof* erkennt als *Verordnungsaufhebungsgeschichtshof*,

a) über die Gesetzwidrigkeit von Verordnungen einer Bundes- oder Landesbehörde auf Antrag eines Gerichtes, sofern aber eine solche Verordnung die Voraussetzung eines Erkenntnisses des *Verfassungsgerichtshofes* bilden soll, von Amts wegen;

b) über Gesetzwidrigkeit einer Landesbehörde auch auf Antrag der Bundesregierung;

c) über Gesetzwidrigkeit von Verordnungen einer Bundesbehörde auch auf Antrag einer Landesregierung.

Das Erkenntnis des *Verfassungsgerichtshofes*, mit welchem eine Verordnung als gesetzwidrig aufgehoben wird, verpflichtet die zuständige Behörde zur unverzüglichen Kundmachung der Aufhebung.

4. Der *Verfassungsgerichtshof* erkennt als *Gesetzauhebungsgeschichtshof*,

a) über Verfassungswidrigkeiten eines Bundes- oder Landesgesetzes, auf Antrag des Obersten Gerichtshofes oder des Verwaltungsgerichtshofes, sofern ein solches Gesetz die Voraussetzungen eines Erkenntnisses des antragstellenden Gerichtshofes bildet, ferner von Amts wegen dann, wenn ein solches Gesetz die Voraussetzung für ein Erkenntnis des *Verfassungsgerichtshofes* selbst bildet.

b) über Verfassungswidrigkeit von Landesgesetzen auch auf Antrag der Bundesregierung.

c) über Verfassungswidrigkeiten von Bundesgesetzen auch auf Antrag der Landesregierung.

Das Erkenntnis des Verfassungsgerichtshofes, mit dem ein Gesetz oder ein bestimmter Teil als verfassungswidrig erklärt wird, verpflichtet den Bundeskanzler oder den zuständigen Landeshauptmann zur unverzüglichen Kundmachung der Aufhebung.

5. Der Verfassungsgerichtshof erkennt (*Wahlgerichtshof*) über die Anfechtung der Wahl des Bundespräsidenten, von Wahlen zum Nationalrat, zum Bundesrat und zu den Landtagen sowie Anträge eines dieser gesetzgebenden Vertretungskörper auf Erklärung eines Mandatsverlustes eines Mitgliedes. Er erkennt auch über Anfechtungen von Wahlen zu allen anderen Vertretungskörpern, ferner auf Antrag eines dieser Vertretungskörper auf Erklärung des Amtsverlustes einer seiner Mitglieder schließlich über Anfechtung von Bescheiden der Verwaltungsbehörden, durch die der Verlust der Mitgliedschaft zu diesen Vertretungskörpern ausgesprochen wurde, nach Erschöpfung des administrativen Instanzenzuges.

Wahlanfechtungen müssen binnen 4 Wochen eingebracht werden. Zur Anfechtung sind berechtigt: Wählergruppen (zustellungsbevollmächtigte Vertreter) und Wahlwerber, die behaupten, daß ihnen die Wählbarkeit im Wahlverfahren rechtswidrig aberkannt wurde.

6. Der Verfassungsgerichtshof erkennt als *Staatsgerichtshof* über die Anklage mit welcher die verfassungsmäßige Verantwortlichkeit der obersten Bundes- oder Landesorgane für die durch ihre Amtstätigkeit erfolgte schuldhaftige Rechtsverletzung geltend gemacht wird.

Die Anklage kann erhoben werden:

- a) gegen den Bundespräsidenten wegen Verletzung der Bundesverfassung: durch Beschluß der Bundesversammlung,
- b) gegen die Mitglieder der Bundesregierung, den Präsidenten des Rechnungshofes, wegen Gesetzesverletzung: durch Beschluß des Nationalrates,
- c) gegen die Mitglieder einer Landesregierung und diesen gleichgestellten Organen wegen Gesetzesverletzung: durch Beschluß des zuständigen Landtages.
- d) gegen den Landeshauptmann, dessen Stellvertreter wegen Gesetzesverletzung, wegen Nichtbefolgen der Ver-

ordnungen oder sonstigen Anordnungen des Bundes in Angelegenheit der mittelbaren Bundesverwaltung: durch Beschluß der Bundesregierung.

Das verurteilende Erkenntnis des Verfassungsgerichtshofes hat auf Verlust des Amtes, unter besonders erschwerenden Umständen auch auf Teilverlust der politischen Rechte zu lauten.

Im Falle d) kann sich der Verfassungsgerichtshof auf die Feststellung einer Rechtsverletzung beschränken.

7. Unter den gleichen Voraussetzungen unter denen der Verfassungsgerichtshof als Staatsgerichtshof erkennt, erkennt er als *Strafgerichtshof* wegen strafgerichtlich zu verfolgenden Handlungen des Bundespräsidenten, der Mitglieder der Bundesregierung, des Präsidenten des Rechnungshofes und der Mitglieder der Landesregierungen, die mit der Amtstätigkeit der Anzuklagenden in Verbindung stehen. In diesem Falle wird der Verfassungsgerichtshof allein zuständig. Er kann auf Verlust des Amtes oder auf zeitlichen Verlust der politischen Rechte erkennen und hat die strafgesetzlichen Bestimmungen anzuwenden.

8. Der Verfassungsgerichtshof als *Sonderverwaltungsgerichtshof* erkennt über Beschwerden gegen Bescheide der Verwaltungsbehörden, soweit ein Beschwerdeführer durch einen Bescheid in einem verfassungsgesetzlich gewährleisteten Recht verletzt zu sein behauptet.

Liegt eine Verletzung eines verfassungsgesetzlich gewährleisteten Rechtes nach Ansicht des Verfassungsgerichtes nicht vor, so hat er zugleich mit dem abweisenden Erkenntnis auf Antrag die Beschwerde zur Entscheidung darüber, ob der Beschwerdeführer durch den Bescheid in einem sonstigen Recht verletzt wurde, dem Verwaltungsgerichtshof abzutreten.

9. Der Verfassungsgerichtshof als *Völkerrechtsgerichtshof* erkennt über Verletzung des Völkerrechtes nach den Bestimmungen eines besonderen Bundesgesetzes.

Die Vollziehung der Erkenntnisse des Verfassungsgerichtes obliegt im allgemeinen dem Bundespräsidenten. Er kann sich hierzu der Organe des Bundes oder der Länder, einschließlich des Bundesheeres bedienen.

Dr. Schwab

Made in Austria

Kurzgeschichte des Wiener Allgemeinen Krankenhauses.

30.000 Personen passieren an einem Tag die Tore der grauen, trostlosen Krankenburg, die sich Wiener Allgemeines Krankenhaus nennt. 5.000 Autos versorgen an einem Tag jedes Viertel mit allem Notwendigen. 60.910 Patienten werden allein in einem Jahr von den beiden Unfallstationen 256.339 mal behandelt. Mit 201 Millionen Schilling stehen die Gesamtausgaben des Allgemeinen Krankenhauses zu Buch. 21,5 Millionen Schilling werden allein für Verbandstoffe und Medikamente ausgegeben, 11 Millionen Schilling für Lebensmittel.

Als Folge der Kriege, die Österreich im 17. Jahrhundert geführt hatte, gab es eine große Anzahl abgedankter und invalider Soldaten, für die in der damaligen Zeit keine Einrichtungen und Anstalten bestanden, durch die diese bedauernswerten Menschen hätten versorgt werden können. Dies bewog den Rat der römisch-kaiserlichen Majestät Dr. jur. Johann Theobald Frankh in seinem Testament vom 12. August 1686, ihm gehörige Grundstücke in der Alserstraße für die Errichtung eines Soldatenspitals zu widmen.

Kaiser Leopold I. bestimmte jedoch, daß diese Grundstücke für den Bau eines großen Armenhauses verwendet werden, um dadurch das als Folge der Kriege immer mehr überhandnehmende Bettlerunwesen zu bekämpfen.

Im Jahre 1693 — also zur Zeit der Türkenkriege und zehn Jahre nach der zweiten Belagerung Wiens durch die Türken — wurde mit dem Bau des Armenhauses begonnen.

Im Jahre 1752 wurden die Gebäude des Armenhauses noch um den 3. Hof erweitert. So entstand das Großarmenhaus mit einem Verpflegsstand von 1740 Personen. Für kranke Inwohner waren zwei Krankensäle mit rund 200 Betten eingerichtet, die ein Primararzt mit zwei Hilfsärzten betreute.

Den Wandel vom Armenhaus zum Krankenhaus führte Kaiser Josef II. herbei. Bei einem Besuch im Großarmenhaus



der Alserstraße fand er Verhältnisse vor, die er als unhaltbar erachtete. Diese monströse und teure Anstalt diente weniger der Linderung der Not, als der Beherrschung von vielfach unwürdigem Gesindel, das teils durch Protektion, teils durch Schlamperei der Aufsichtsbehörde und teils durch Simulation dorthin gelangt war. Aber die Besichtigung gab ihm sogleich die Idee, in Wien ein Krankenhaus nach dem Muster des Pariser Zentralspitals „Hotel Dieu“ einzurichten.

Der Kaiser selbst überprüfte mit der Sorgfalt eines Fachmannes jede Einzelheit.

So kann man heute noch über dem Hauptportal über der Alserstraße lesen:

Dem Heile und Troste der Kranken

Kaiser Josef II.

im Jahre 1784

Den weiteren Verlauf der Geschichte kann man an einer Marmortafel an der Einfahrt Alsertor ablesen, an der die meisten achtlos vorbeihasten! In goldenen Lettern steht auf grauem Marmor zum Gedenken des 150jährigen Bestandes des Wiener Allgemeinen Krankenhauses 1784—1934:

Die Gebäude um den 8. und 9. Hof aus dem Jahre 1834, das Pathologisch-Anatomische Institut stammen aus dem Jahre 1862, die Neuen Kliniken aus den Jahren 1904 bis 1911. Im Jahre 1920 wurde dem Krankenhaus das Gebäude des ehemaligen Garnisonsspital I einverleibt. Im Gründungsjahre wurde hier die chirurgisch-medizinische praktische Lehrschule mit 24 Betten untergebracht. Daraus sind nachmals die Universitätskliniken hervorgegangen.

Nun ist dieses Armen-Krankenhaus 175 Jahre alt, und durch seinen musealen Charakter wird es den heutigen Erfordernissen eines modernen Krankenhauses nur schwer gerecht.



V. Die grausame Wüste

An einem Tag des Jahres 1955 stand im „Nairobi Journal“ eine kleine Annonce, die besagte: „Kaffeeplanzer kehrt auf dem Landweg nach England zurück. Wer will sich an dieser Reise beteiligen? Kostenbeitrag pro Teilnehmer 175 Pfund.“

Dieses Inserat wurde von der Zoologiestudentin Barbara Duthy, von der Lehrerin Freda Taylor und von dem achtzehnjährigen Peter Barnes gelesen. Alle drei waren mit den angegebenen Bedingungen einverstanden. Damit begann eine furchtbare Tragödie.

Der inserierende Kaffeeplanzer hieß Alan Cooper. Er besaß einen Morris Minor ohne Reservetank und eine Campingausrüstung, wie sie für ein Pfadfinderlager getaugt hätte, aber nicht für eine Reise quer durch das Kongogebiet und die Sahara. Das Grüppchen Menschen stürzte sich in das große Abenteuer, teils aus Erlebnishunger, teils aus Ersparnisgründen; man war dabei genau so unwissend wie die Sonntagstouristen, die in unseren Bergen mit Straßenschuhen herumsteigen oder unausgerüstet Dreitausender erstürmen wollen.

Ja, es war romantisch, abends am Lagerfeuer zu sitzen, solange man noch im Umkreis genug dürre Äste fand, um zu speisen, aber bereits in der Savanne begannen die ersten Schwierigkeiten. Der Morris Minor fing zu kochen an und pustete bald wie ein Asthmatiker; in immer kürzeren Abständen mußte man ihm Ruhe gönnen, damit er sich auskühle.

Rettungsdienst in der Wüste

Und dann kam plötzlich der Sand. Man hatte weder eine Schaufel noch Matten, als griffige Unterlage für die Räder — einfach nichts von jener Mindestausrüstung, die zu einer Durchquerung der Sahara notwendig ist. Ein Taschenmesser und alte

Konservenbüchsen, das war alles, was zur Verfügung stand! In Agades, am südlichsten Eingangstor der Sahara, stellte Cooper sich den französischen Behörden, um die Formalitäten zu erledigen. Dort wurde ihm mitgeteilt, daß, da alljährlich rund 1000 Autos die Piste des Hoggar befahren, es sich als notwendig erwiesen habe, für die Sicherheit des einzelnen ein fein ausgeklügeltes Kontrollsystem einzuführen. Diese Aufgabe hat der französische Touringklub übernommen. Gegen ein Depot von 5000 Francs wird jeder Wagen in das Kontrollsystem einbezogen; man kann seinen Weg frei wählen, muß aber einen genauen Plan seiner Route, der Etappen und der voraussichtlich notwendigen Zeit abgeben. Trifft der Wagen innerhalb von sechsunddreißig Stunden an einem Etappenziel nicht ein, beginnt die Suchaktion.

Cooper versprach, sich genau an diese Vorschriften zu halten und vereinbarte, sich am nächsten Tag der Inspektion zu unterziehen. Bei dieser Inspektion wird der Wagen auf Zustand und Eignung kontrolliert, die Ausrüstung geprüft, die aus Verpflegung für 5 Tage, 5 Liter Wasser pro Person und Tag, einer Reserve von 20 Litern und 200 Litern für den Wagen bestehen muß. Trotz der Erfahrungen, die er bereits in der Savanne gemacht hatte, fuhr Cooper aber, ohne sich der Inspektion zu stellen und ohne Route und Zeitplan anzugeben, mit einer Reserve von nur 40 Liter Wasser schon vor Sonnenaufgang los.

Er wußte nämlich: so wie sein Wagen und seine Ausrüstung beschaffen waren, hätten ihm die Franzosen nie erlaubt, die Fahrt anzutreten. Bedenkenlos wich er dem sicher zu erwartenden Verbot aus und lud damit sich und seinen Begleitern einen Weg durch die Hölle auf.

In der Morgenkühle ging es noch recht flott vorwärts, wobei man einfach den

tief eingegrabenen Rads Spuren der großen Laster folgte, doch plötzlich verästelte sich das System der Pisten. Unzählige Vorgänger hatten alte Strecken abgekürzt, die noch vorhandenen Blechtonnenmarkierungen aber stehengelassen. Cooper wurde unsicher, er wußte nicht mehr, welchen Weg er einschlagen sollte. Nachdem er jede Wegorientierung durch die erfahrenen Franzosen verschmäht hatte, konnte er nun an den Knöpfen seiner Weste wählen...

Im Sand gestrandet

Und er wählte natürlich den falschen Knopf! Schon begann die Piste immer weicher, immer mehlig zu werden, die Räder des Morris drehten sich, ohne Halt zu finden, durch, der Gummi begann heiß zu werden, zu stinken und zu verschmoren. Mit einer alten Konservendose mühten sich die beiden Männer ab, den Wagen wieder flott zu machen — und dies am Nachmittag, bei 55 Grad im Schatten! Alles war vergebens, der Sand schien ohne Grund zu sein, immer tiefer wühlten sich die Räder in die trügerische Tiefe. Bis zu den Achsen eingesunken, neigte sich der Morris schließlich völlig zur Seite. Er war in ein „fechfeh“ geraten, in ein vom Flugsand verwehtes Loch.

Es bestand keine Hoffnung mehr, den Wagen jemals wieder flott zu bekommen. Die beiden Frauen waren bereits an diesem Nachmittag fast am Ende ihrer Kräfte. Die Hitze malte ihnen Kreise und rote Punkte vor die Augen, im Schädel schien das Gehirn zu kochen, sie litten unter unsagbaren Kopfschmerzen. Erst die Nacht brachte ein wenig Erleichterung.

Am darauffolgenden Morgen raffte sich Cooper zu einem Entschluß auf: er wollte zu Fuß zurückgehen, um Hilfe zu holen. Hundert Kilometer zu Fuß und allein durch die grausame Wüste! Als ihm Barbara Duthy ihren italienischen Strohhut mit auf den Weg geben wollte, winkte er mit der linken Hand ab. Er zog es vor, barhäuptig, mit aufgekrempelten Ärmeln und mit einem Lied auf den Lippen zu marschieren.

Das grausige Spiel war damit aber nicht zu Ende. Cooper gelangte wirklich an eine Piste und wurde dort von einem Lastwagenfahrer entdeckt. Diesem gelang es, mit seinem starken Wagen den Morris dem Sand zu entreißen und wieder flott zu machen, worauf alle im Konvoi zurückfuhren, in Richtung Agades. Barbara Duthy setzte sich an die Seite des Lastwagenlenkers, während die anderen drei im Morris blieben. Als ein Sandsturm



ihnen die Sicht raubte, kamen sie neuerdings von der Piste ab. In Agades alarmierte der Lastwagenfahrer El Zorzo sofort das Suchkommando. Für Cooper und die Lehrerin kam aber die Hilfe zu spät, auch der achtzehnjährige Peter Barnes lag bereits in Agonie.

Erschüttert, aber hart erklärte der französische Kommandant: „Die Wüste will respektiert werden!“

Ein solcher Bericht gehört in das Kapitel Sahara, denn man würde ihr Gesicht verzeichnen, wollte man nicht auch ihr Zähneblecken zeigen. Und nur wer die Gefahr kennt, kann das Abenteuer der Entdeckung und der Industrialisierung in vollem Umfang abschätzen; nur so kann man zu einer Beurteilung des Einsatzes kommen, der täglich von Olsuchern, Geologen, Chauffeuren und den Soldaten der Wüstenpolizei geleistet wird.

Was dem Morris Minor 1955 nicht gelingen wollte, vollbrachte im Jahre 1927 ein mit 500 Kilogramm beladener Berliet. Er benötigte für die Sahara-Durchquerung einen Monat. 30 Jahre später konnte ein anderer Berliet schon mit einer beachtlicheren Leistung aufwarten: mit einer Saharadurchquerung in nur fünf Tagen mit einer Last von 50 Tonnen. So verdrängte der Laster langsam das Kamel, die Lastwagen waren die Voraussetzung für die Aufschließung der Sahara. Ein Lastwagen ohne Chauffeur ist aber ein totes Ding, deshalb gehört den Männern am Volant ein eigenes Ruhmesblatt in der Geschichte der Eroberung der Wüste.

Ein rot-weiß gestrichener Schlagbaum versperrt plötzlich die Straße. Vor einer windschiefen Blockhütte steht ein Posten, den Helm auf dem Kopf, eine Maschinenpistole im Arm. Er gibt dem Lastwagen das Haltezeichen. „Sie sind heute der erste“, sagt er zum Lenker. „Bitte die Papiere.“ Dann muß der Wagen warten, bis andere nachkommen. In die Sahara hinein dürfen nur Konvois von mindestens fünf Wagen fahren.

Der Motor erobert die Sahara

Seit man im Oktober 1952 in der Sahara riesige Erdöllager entdeckt hat, hat sich das Gesicht der großen Wüste von Grund auf geändert. Die Karawanen von einst

sind in diesem Teil der Wüste, als zu schwerfällig und zuwenig leistungsfähig, überflüssig geworden. An ihre Stelle sind jetzt schwertonnige Laster getreten; die verschlafenen Oasen erbeben unter dem geschäftigen Lärm der Transporter, die Tag für Tag auf der Route National Nummer eins: Algier—Zinder, mit Fracht und Gut für die Erdölarbeiter hin- und herdröhnen. Und jede Fahrt ist ein Abenteuer, das man entweder gegen die unberechenbaren Gewalten der Natur oder gegen die fremdenfeindlichen Wüstenbewohner zu bestehen hat.

Der Lenker ist ein alter Saharahase und weiß, was er sagt: „Freund, die Überraschungen werden noch kommen. Da gibt es unterwegs so ein schönes, enges Tal, und dort geht es oft zu wie in einem Wildwestfilm. Sie kennen solche Filme, der Unterschied besteht nur darin, daß das, was dort die Rothäute waren, hier Fellaghas sind.“

Es ist sieben Uhr, der kleine Konvoi setzt sich südwärts in Bewegung. Am Steuer sitzen Männer mit weit offenen Hemden und blauen Hosen. Ab und zu begegnet ihnen eine Militärpatrouille, von Zeit zu Zeit passieren sie einen Telefonposten.

Das Thermometer in der Kabine zeigt 35 Grad; das Hemd klebt am Rücken, der Fahrtwind schafft nur wenig Kühlung. „Einmal hatten wir 60 Grad“, meint der Lenker, „das war meinem Mitfahrer zuviel. Er hielt es nicht aus, und wir mußten den ganzen Konvoi stoppen, bis die Sonne unterging.“

In Hassi Banhab, nach 267 Kilometern, ist die erste Etappe zu Ende. Am Garageneingang hängt ein großes Schild: „Abfahrt des Konvois nach Djelfa jeden Tag um 15 Uhr nach Überprüfung.“

Als erstes kontrollieren die Wagenlenker den Luftdruck in den Reifen. Jeder der riesigen Berliets mit seinen 200 PS hat 14 Pneus. Die größte Gefahr in dieser Zone bildet für Autos die Hitze. Sie kann allzu leicht einen Reifen zum Platzen bringen.

Sobald die Arbeit getan ist, kommen die Chauffeure in einer Bar zusammen, die einem Salon aus der Wildwestzeit gleicht. Sie gehört einem Spanier, der vor Monaten noch in Algier eine Schusterei

betrieb und schlaug genug war, zu erkennen, daß man auf der Straße des „schwarzen Goldes“ für ein Butterbrot einen Schatz eintauschen könnte. Seine Annahme hat sich bestätigt, denn hier ist die erste Station der Wagenkolonnen, und da ist auch eine kleine Garnison stationiert. Die Männer sind immer durstig, und das Geld sitzt ihnen locker in den Taschen. Der Spanier hat in wenigen Wochen 1,2 Millionen Francs verdient und schon einen kleinen Bauch angesetzt. Bei ihm treffen einander Wagenlenker und Soldaten, und bei einem Bier oder Whisky erzählen sie ihre Abenteuer.

Attentate

„Die schlimmste Geschichte ist mir fünfzig Kilometer von hier nach dem Süden passiert“, erzählt ein Soldat. „Die Fellaghas hatten fünf 50-Kilo-Bomben mit Fernzündung in der Straße verlegt, aber sie haben die Sprengung um einige Sekunden zu früh ausgelöst, sonst wäre die Sache noch böser ausgefallen. Immerhin, drei Lenker haben daran glauben müssen, und ein kleiner Renault vor uns ist an die zwanzig Meter in die Luft geflogen. Wir haben die Bande erwischt.“ Was mit der Bande gemacht wurde, braucht man nicht zu fragen...

Am nächsten Morgen wird die Fahrt fortgesetzt. Schon in wenigen Stunden ist das Thermometer auf 40 Grad geklettert. Jetzt sind insgesamt 63 Laster zu einem Geleitzug vereint, der eine gewaltige sandsturmähnliche Staubwolke aufwirbelt. Die Kolonne fährt mit einer Geschwindigkeit von 30 Kilometern pro Stunde. Wenn ein Wagen eine Panne erleidet, wird er von einem Militärfahrzeug beschützt und von diesem dann wieder zur Kolonne zurückgeleitet.

Der Geleitzug nähert sich langsam der verbotenen Zone des eigentlichen Bohrgebietes. Es sind nur noch sieben Kilometer, und dennoch ist man weiter vom Ziel entfernt, als man meinen möchte, denn nun zweigt die Kolonne von der Route National ab. Hier beginnt das heimtückische Spiel der Wüste. Wer hier auch nur einen Meter von der Piste abkommt, ist verloren.

Nach einem Rasttag treten die Laster ihre Rückreise an, die drei Tage dauert,



Eine Neuerscheinung auf der Wüstenstraße: der Sahara-Lastwagenfahrer. Sandstürme, Schlaglöcher und viel Schweiß, meist kein frisches Wasser, das ist der Tagesablauf dieser harten Männer

wobei die Fahrer pro Tonne und Kilometer auf der Rollbahn 27 Francs und auf der Piste 60 Francs bekommen. Dementsprechend können sie sich innerhalb kürzester Zeit ein nettes Sümmchen zurücklegen.

Trotz dieser Kosten und dem riesigen Materialverschleiß (ein Zwanzigtonner verbraucht auf einer einzigen Fahrt von Algier nach Edjeleh einen Satz Reifen, der 30.000 Schilling wert ist) rollen jährlich mehr als fünfzigtausend Tonnen Nutzlast über diese Strecke. Und das rechtfertigt den Ersatz der Pisten durch Straßen. So wurde die Straße des Ols gebaut, und jedes Jahr erkundet ein Ingenieurtrupp 1700 Kilometer neuer Trassen. Zunächst wohl nur für die Schublade, aber solche Projekte können, wenn sie gut ausgearbeitet sind und es das Fortschreiten der Industrialisierung vorschreibt, in kürzester Zeit in Angriff genommen werden. Schon heute ist in der Sahara ein weitverzweigtes Straßennetz zu finden, und ein Lastwagenlenker meinte scherzhaft: „Bald werden Tafeln — Achtung, Gegenverkehr! — notwendig sein.“

Heute noch Scherz, morgen vielleicht schon Ernst.

S. Hirschbichler

Unsere Bergausrüstung

Schlecht ausgerüstet in die Berge zu gehen, heißt das Schicksal versuchen. Dies liegt jedoch nicht im Sinne des Sports, so daß man sich wohl oder übel einmal mit der richtigen Ausrüstung auseinandersetzen wird müssen.

Früher hatte man zweifelsohne andere Sportausrüstungen als heute. Die Entwicklung der Textilien, des Leders und vieles andere hat dazu beigetragen. Trug man früher Nagelschuhe oder Silvertäeisen, so hat man heute die Vorteile der leichten Kletterschuhe mit griffiger Gummisohle erprobt. Die Gummisohle macht den Schuh nicht so schwer, sie macht ihn auch gleichsicherer.

Socken und Strümpfe sollen nach wie vor aus Wolle sein, da diese schweißsaugend ist und dem Fuß im Schuh guten Halt gibt. Besondere Haltbarkeit der Wollsocken wird heute dadurch erzielt, daß geringe Mengen von synthetischen Fasern (Verstärkungen an Spitze und Ferse) der Wolle beigegeben werden.

Auch die Unterwäsche soll schweißsaugend sein, denn beim Steigen ist das Schwitzen nicht zu vermeiden, und nichts wäre unangenehmer und gesundheitsgefährlicher als nasse Wäsche am Körper. Deshalb eignet sich Nylonwäsche für den Sport nicht. Bewährt haben sich Flanellhemden, Netzleibchen oder andere Unterziehleibchen.

Die Kletterhosen sind auch heute noch aus Cord oder Kletter-Schnürsamt und — für besondere Zwecke — aus Valiser Loden. Cord und Schnürsamt sind bei geringen Regenfällen wasserabstoßend. Werden sie aber ganz naß, dann saugen sie sich wie ein Schwamm an und sind unangenehm zu tragen. Schnürsamt hat den Vorteil, nach dem Naßwerden und Trocknen respektabel auszusehen, ohne daß man sich der Mühe des Bügelns unterziehen muß.

Für Oberbekleidung empfiehlt sich am besten gewalkter Loden oder Hauswolle. Beides ist sehr warm und gut zu tragen. Besteht der Pullover aus nicht entfetteter Hauswolle, ist er besonders wasserabsto-

ßend. Natürlich kann man nicht annehmen, man könne stundenlang im Regen gehen ohne naß zu werden. Wolle kann 33 % ihres Gewichts an Wasser aufnehmen, ohne sich feucht anzufühlen, sie hält ferner die Körperwärme konstant.

Als Schlechtwetterausrüstung verwendet man am besten Ballonseide, appretiierte Stoffe, Materialien aus synthetischen Fasern und dergleichen. Die Zipfelmütze in verschiedenen Spielarten, Handschuhe aus wasserabstoßendem Leder, eventuell auch aus Plastik sind praktisch.

Auf Touren darf man keinesfalls den Sonnenschutz vergessen. Wichtig sind Sonnenschutzmittel, die die Haut vor Schaden bewahren. Hat man bereits einen Sonnenbrand, so hilft man sich mit Milchumschlägen (rohe Milch) oder Auflage von Paradieserscheiben. Entzündete Augen sind in Borwasser zu baden. Man soll die Augen durch eine Sonnenbrille schützen. Gegen Fieberblasen hilft Labisan.

Dr. Helga Czeike



Mein Finger glitt über die Seiten des Vereinsregisters wie eine zitternde Kompaßnadel der verborgenen Sehnsucht. Ich glaube dieser Vergleich ist gar nicht so abwegig. Vereinsbildung, das muß etwas mit dem Zusammenschluß Gleichgesinnter zu tun haben. Gleiche Wünsche, gleiche Nöte, gleiche Hobbys, gleichgeartete Betätigung, das sind sicher die Grundmotive, die Menschen einander näherbringen. Und wie glücklich, wie harmonisch muß so eine Zelle geartet sein. Und welche Vielfalt hat sich der Mensch dabei ersonnen. Da gibt es Geselligkeits-, Wander-, Spar-, Züchter-, Brauchtums- und Unterstützungsvereine.

stellte, daß es den meisten um eine professionelle und entgeltliche Beschäftigung ging. Das stand jedoch ganz im Gegensatz zu jenen Absichten, die ich hegte.", erzählt Otto Albrecht aus der Zeit der Vereinsgründung. „Mir schwebte der lockere Zusammenschluß einer kleinen Gruppe von jungen Menschen vor, die eine kabarettistische Ader haben und spielen wollen, ohne dafür bezahlt zu werden. Tatsächlich fand sich ein kleiner Kreis, und wir gingen daran, das erste Programm auf die Beine zu stellen.

Ein Kabarett ohne Publikum ist wie ein Fisch ohne Wasser. Ohne Echo und Resonanz aus dem Zuschauerraum war unser

Auch Sorgenbrecher haben Sorgen

Auf der Suche nach dem Besonderen verweilte unsere Aufmerksamkeit bei den „Wiener Sorgenbrechern“. Ein verblüffender Name, der uns zu vielseitigen Spekulationen anregte. Sorgenbrecher, eine Gruppe verzweifelter Menschen, die sich gegenseitig Trost spenden? — Ist es das? Die Neugierde trieb uns, der Sache auf den Grund zu gehen, und wir waren nicht wenig erstaunt, als wir die Bekanntschaft des Obmannes machten: ein junger Schneidermeister mit Hindenburgfrisur und einem schalkhaften Lächeln in den Augenwinkeln.

„Die Wiener Sorgenbrecher sind ein Amateur-Kabarettklub“, meinte Otto Albrecht, „das erklärt eigentlich alles.“ Wir waren um eine sentimentale Sensation gebracht, was sich so traurig ankündigte, war mit einem Schlag ins heitere Gegenteil verwandelt. Ein Amateur-Kabarettklub, das kann lustig sein.

„Vor vier Jahren habe ich in der Zeitung ein Inserat aufgegeben: Suche Gleichgesinnte, die Freude an kabarettistischer Betätigung haben. Erbitten Zuschriften. Mehrere Dutzend Briefe trudelten ein, und wir arrangierten jeweils eine mündliche Aussprache, bei der sich sehr bald heraus-

Bemühen von vorneherein zum Scheitern verurteilt, und in kürzester Zeit hätten alle schöpferischen Quellen versiegen müssen. Nun lautete die Frage: Wer soll unser Publikum sein, wer will unser Spiel sehen, wo können wir uns ständig neuen Anreiz holen, an welchem Maßstab können wir unsere Fähigkeiten messen. Vor dem eigenen Kreis? Das wäre geistige Inzucht gewesen, denn jeder von uns war zu tätiger Mitarbeit engagiert. Sollten wir nach dem Beispiel der Wiener Theatervereine vorgehen, die seitenlange Rollen einstudieren lassen und dann eine einmalige Aufführung vor dem Verwandten- und Bekanntenkreis absolvieren? Auch das erschien uns kein befriedigender Ersatz. Die Verwandten sind kein objektives Kriterium, der Applaus ist gekünstelt und blasiert.

Dann kam die erlösende Idee: Wir spielen vor anderen Vereinen. Damit hätten wir bald ein ausgefülltes Tourneeprogramm und brachten es in einer Saison oft bis zu 20 Aufführungen. Wohin führte uns der Weg? Zum Klub der Einsamen, in dem sich ältere Witwen trafen, zum Verein der Tapferkeitsmedaillenträger, zu Spar- und Brauchtumsvereinen, in verrauchte Sepa-

ratzimmer, in Vorstadtgasthäuser, wo es nach Zwiebel und Gulasch roch, in alte Theatersäle, denen der Geruch von vermodernden Kulissen anhaftete. Aber all das war uns gleichgültig: Wir hatten ein Publikum... und unser Name hatte seinen Sinn bekommen. Sorgenbrecher sein, ein paar unbeschwerte Stunden bringen, mit dem scharfen Kiel eines Kabarettprogramms das Eis der Unlust und des Verzagtseins zu brechen.

Wir forderten nicht viel, gerade das, was wir aus eigener Tasche bezahlt hatten, denn einem Grundsatz wurden wir nie untreu: Wir spielen in erster Linie zu unserem eigenen Spaß. Wir waren bereit, 4–5 Tage in der Woche für Texteschreiben, Proben und Bühnenvorbereitungen zu opfern, ganz einfach, weil wir besessen waren von unserer Aufgabe. Und wenn wir heute die Bilanz ziehen, müssen wir eingestehen, daß wir von unserem Publikum in vieler Hinsicht ideell profitiert ha-

ben. Wir konnten Erfahrungen sammeln und unendlich viel lernen.

Vor den einsamen Witwen darf man eben keinen Witz über die böse Schwiegermutter bringen, man soll alle Anzüglichkeiten auf das Alter vermeiden, während vor den Tapferkeitsmedaillenträgern die Aperçus und Bonmots kaum gepfeffert genug sein können. All diese Weisheiten mußten wir häufig unter eiskalten Duschen lernen.

Unser Publikum wollte kein literarisches Kabarett. Als Zugeständnis pflegten wir die Alt-Wiener Note mit viel Situationskomik gewürzt. Ja, wir liebäugelten immer mit dem Publikum, das gestehen wir offen ein, wir haben immer seinen Geschmack berücksichtigt, wir sind nicht avantgardistisch, wir verzichten auf jede politische Parodie oder zynische Ironie, wir sind vielleicht gar nicht einmal originell... aber wir gefallen. Wer weiß, ob junge Menschen an unserem Programm Gefallen finden würden, aber wir wurden eben auch nie vor dieses Publikum geladen.

Ob eine solche Vereinstätigkeit auf lange Sicht nicht doch erlahmt, ob die schöpferischen Quellen versiegen, die Begeisterung abflaut? Zugegeben, von den Alten sind nur wenige geblieben, aber diese wenigen bilden das Rückgrat, den Stamm und immer wieder stoßen Neue zu uns, die mit ihrer unverbrauchten Begeisterung auch die Alten mitreißen. So entsteht daraus eine dauernde fruchtbare Wechselbeziehung. Zudem sind wir ständig auf der Suche nach neuem Publikum. Die Probleme sind nicht so sehr in unseren eigenen Reihen zu suchen, sie liegen vielmehr in zwei Erscheinungen: Einmal macht uns das Fernsehen eine große Konkurrenz, denn damit ist das beste Programm in die Wohnung und in das Hinterzimmer des Gasthauses getragen. Die zweite Schwierigkeit für unsere Vereinsarbeit besteht darin, daß wir keinen Musiker finden können. Niemand will ohne Entgelt bei uns spielen, und haben wir einen Pianisten gefunden, wird er sicher in kürzester Zeit weggangiert."

Ja, so haben die Sorgenbrecher eben auch ihre eigenen Sorgen.



Empfehlenswerte Bücher

„EINKAUFSTIPS FÜR JEDERMANN“

Günter W. Storch, Bertelsmann-Verlag
Vor allem der Hausfrau sollen Ratschläge für den Einkauf gegeben werden. Sie soll wissen, wo sie sich informieren kann, was sie von verschiedensten Einkaufsquellen zu halten hat. Sie soll einen Überblick über die häufigsten Warengruppen erhalten und beim Planen größerer Einkäufe beraten werden, auch über die Rechtslage des Käufers soll sie etwas erfahren. Das Büchlein will ihr in all diesen Fragen helfen.

Es ist übersichtlich geschrieben, nett illustriert und hebt in Merksätzen die wichtigsten Ratschläge am Ende der Kapitel heraus. Besonders für junge Käufer ein guter Ratgeber!

„IM BANNE DER KORALLENINSEL“

Von Robert Michael Ballantyne, aus dem Englischen übersetzt von Eugen von Beulwitz, Verlag Carl Ueberreuter

Wer Freude an Abenteuerromanen im Stile des bekannten Robinson Crusoe hat, findet in dem seinerzeit berühmten Roman des englischen Schriftstellers Ballantyne „Im Banne der Koralleninsel“ reichlich Gelegenheit, Spannung und Überraschung zu erleben. Drei englische Schiffsjungen werden als einzige Überlebende auf eine kleine Insel im Stillen Ozean an Land geworfen, geraten in die heftigen Kämpfe zweier feindlicher Kannibalenstämme; einer der drei wird schließlich von Piraten entführt, nach deren Vernichtung kann er aber auf die Insel zurückkehren, so daß nunmehr der glücklichen Heimkehr nichts mehr im Wege steht.

„BLUES FÜR ARI LOEB“

Frerik Hetman, Verlag Herder.

Ein ungemein aufregendes Buch, ein zutiefst menschliches Buch, für die Jugend geschrieben, das aber auch manchen Erwachsenen zu erschüttern vermag. Ein Buch, um unser Gewissen wachzurütteln, das in den Jahren der Sättigung und des Wohlstandes schon wieder allzu beruhigt und lethargisch ist. Und doch gibt es noch Hunger genug auf der Welt, Flüchtlingsnot, Elend und Katastrophen. Ari Loeb ist ein junger Mann, erfüllt von Idealismus, beseelt vom Drange zu helfen und Not zu lindern. Hat er doch selbst einst als eines der zahllosen jüdischen Flüchtlingskinder unsägliches Leid erdulden müssen. An einer internationalen, nach modernsten Grundsätzen geführten Schule erzogen, gelingt es ihm, schon von hier aus Verbindungen mit etlichen Organisationen aufzunehmen und ein großzügiges Hilfswerk zu organisieren, dort wo Staat und Öffentlichkeit versagen. Wie sich dies alles abspielt und Ari Loeb seinen zunächst phantastisch anmutenden Plan der Errichtung eines Heimes für Flüchtlingskinder schließlich realisieren will und hierzu auch andere junge Menschen zur aktiven Teilnahme bewegen kann, erzählt dieses hochinteressante und spannende Buch „Blues für Ari Loeb“, das darüber hinaus Jazzfreunde besonders ansprechen wird!

„JUVI, DIE LAPPIN“

Von Jens Hagerup, übersetzt aus dem Norwegischen von G. Bachmann, Hermann-Schaffstein-Verlag

„Juvi, die Lappin“ führt uns in eine fremde Welt. Hoch im Norden ist Juviv Erdhütte. Durch ein schweres Schicksal auf sich allein angewiesen, lebt und arbeitet sie in der Einsamkeit. Sie betreut die Rentierherde ihres Vaters, und das ist keine leichte Arbeit!

Selten trifft sie Wanderlappen oder Siedler aus dem Süden. Gumare, ein Leutnant, und der Wanderlappe Arna treten in ihr Leben. Viel Hilfsbereitschaft und Treue zeigt Juviv, sie kämpft für Recht und Ehre und auch um ihr Glück.

Ein schönes und sehr spannendes Buch. Es gibt Einblicke in die Wesensart der Menschen im hohen Norden, ist lebendig geschrieben und wird alle jugendlichen Leser fesseln.

„AGATON SAX, DER MEISTERDETEKTIV“

Von Nils-Olaf-Franzen, Verlag Carl Ueberreuter
Der Verfasser versteht es sehr gut, spannend den Helden der vier Erzählungen, Agaton Sax, bei meisterlicher Detektivarbeit zu zeigen.

„LAPPLANDSTORY“

Von Werner Helwig, Sigbert-Mohn-Verlag
Lapland, magisches Wort, geheimnisumwittert, Vision einer nordischen Landschaft, bevölkert von einem urtümlichen, nomadisierenden Hirtenvolk in bunter, romantischer Gewandung, das, von alterher überlieferten Sitten und Gebräuchen folgend, mit seinen Rentierherden von Weideplatz zu Weideplatz zieht, angeborenen Instinkten gehorchend. Wirklichkeit oder Illusion? Heute leider nur mehr eine der vielen Vorstellungen, die sich der Reisende und unsere zivilisierte Welt überhaupt von dem angeblichen noch unberührten Land und seinen primitiven Bewohnern macht, in der Hoffnung, irgendwo doch noch einen Ruhepol und Zufluchtsort vor der modernen Zivilisation und Geschäftigkeit aufzuspuern. Doch das Buch des Geologen Werner Helwig belehrt uns eines Besseren, korrigiert zumindest unsere zu romanisierende Vorstellungsweise, indem darin geschickt Wirklichkeit und Idylle, Vergangenheit und Gegenwart, Mythos und Legende verwoben werden, so daß solcherart das wahre Bild Laplands und der Lappen vor unserm Auge erstrahlt.

„NOCH EINMAL: DANKESCHÖN“

Von Irmela Brender, Franksche Verlagshandlung
Claudia, eine junge Deutsche, ist 17 Jahre alt und reist als Austauschschülerin nach USA. Dort lernt sie nicht nur ein anderes Land und viele junge Menschen, sondern auch fremde Lebensauffassungen kennen. Sie ist auf sich allein gestellt und muß viele Probleme allein lösen. Claudia ist ein kluges Geschöpf, sie überlegt und denkt, und bei ihrer Heimkehr stellt sie fest: „Ein Stückchen reifer bin ich geworden, aber es wird noch mehr folgen müssen.“

Ein sehr interessantes, lebendig geschriebenes Buch für junge Menschen, die auch Problemen gegenüberstehen und über ihre eigene Einstellung nachdenken.

„KAUFMÄNNISCHER SCHRIFTVERKEHR, 2. TEIL, REIHE: ICH WILL KAUFMANN WERDEN“

Von Dosek-Tenschert, Gemeinschaftsausgabe mehrerer Verlage, darunter auch Bundesverlag
Der von den beiden erfahrenen, langjährigen Lehrern, den Berufsschuldirektoren Dosek und Tenschert herausgegebene 2. Teil des „Kaufmännischen Schriftverkehrs“ für Berufsschulen ist für jeden Schüler einer kaufmännischen Berufsschule eine wertvolle Hilfe. Dieser 2. Teil umfaßt den Lehrstoff der 2. Berufsschulklasse. Das Büchlein zeichnet sich durch sehr anschauliche Textierung und leicht verständliche Darstellung aus. Es kann bestens empfohlen werden.

„DER ELEKTROTECHNIKER“

Von Dipl.-Ing. Josef Safarik, Bahmann-Verlag
Die achte Auflage dieses bewährten Fachbuches ist noch mehr gestrafft im Text und um einige Kapitel erweitert. Für den Prüfungskandidaten ist die Frage- und Antwortform sehr praxisnahe und vermag ihn im Verein mit den anschaulichen Abbildungen und Skizzen sicher zur Gesellen-, Facharbeiter- und Meisterprüfung zu geleiten. Für die Elektroberufe als Lehr- und Nachschlagebuch bestens geeignet.

„DIE WEISSEN INDIANER“

Von Hermann Schreiber, Verlag für Jugend und Volk
Wer erfahren will, wie Indianer mit heller Hautfarbe und blauen Augen an den Mississippi gekommen sind, der greife nach diesem spannenden Buch, in dem Hermann Schreiber nach historischen Quellen die Fahrt König Magnus' und seiner Mannen im 14. Jahrhundert beschreibt.

Lesenswert und interessant!

Oh, ihr Jungen, ihr vielgelästerten!



In der diesjährigen Sozialaktion habt ihr einen Betrag von S 191.271,68 gesammelt, das heißt, daß durchschnittlich jeder von euch S 5,50 hergegeben hat.

Dieser an sich sehr hohe Durchschnittsbetrag konnte natürlich nur zustandekommen, weil manche Schulen, Klassen und auch Einzelpersonen in einem Maße gespendet haben, das beispiellos dasteht. So sammelten 305 Schülerinnen der Lehranstalt für Frauenberufe in der Dörfelstraße S 19.522.— (Durchschnitt pro Schülerin S 64.—). Eine 3. Klasse dieser Schule mit 16 Schülerinnen S 2.030.— (Durchschnitt S 126,87), vier Klassen der Vorschule zusammen S 8000.— (Durchschnitt pro Schülerin S 106,67), 14 ehemalige Schülerinnen, die von der Aktion hörten, sammelten S 1.000.— (Durchschnitt 71,44), eine Schülerin der Berufsschule für Friseure spendete S 200.—.

Diese Aufzählung ließe sich noch lange fortsetzen, aber es wird euch sicherlich interessieren, was mit all dem Geld geschah, das da gesammelt wurde. Nur wenige von euch konnten bei der Übergabefeier am 25. April im Festsaal des Berufsschulgebäudes Hütteldorfer Straße anwesend sein. Das ist sehr bedauerlich und deshalb sei hier kurz mitgeteilt, was alles gekauft und übergeben wurde.

Der Österreichische Bergrettungsdienst erhielt:

2 Bootschlitten (Gebirgsskijas)

mit kompletter Ausrüstung, wie Kavernen-Gummimatten, Einschlagtücher, 2 Akja-Zusatzrüstungen zur Verwendung des Schlittens als Tragbahn und als Fahrgerät.

14 Gebirgstragen

ebenfalls mit Zusatzrüstungen zur Verwendung als Fahrgerät

2 Zwei-Schiverschraubungen

mit Spanntuch, Gurten, Schnallen und Schnüren

160 Garnituren Lawinensonden

255 Stirnlampen

und dazugehörige Normal-Batterien

4 Sprechfunkgeräte

komplett mit Ersatzbatterien

8 Stück 40 m-Kletterseile (Nylon)

Die Österreichische Gesellschaft „Rettet das Kind“ erhielt einen Scheck über S 50.000.— zur Beschaffung von Medikamenten für leprakranke Kinder in Tanganyika.

Habt ihr eigentlich schon darüber nachgedacht, welche Bedeutung eure Spende hat, wieviel Leid gelindert wird, wieviele Leben gerettet werden können?

Erst wenn es euch bewußt wird, daß sehr viele Menschen, die in Bergnot geraten, durch eure Gefebfreudigkeit gerettet werden, daß 500 leprakranke Kinder ein Jahr lang mit Medikamenten versorgt und viele von ihnen vollständig geheilt werden — erst dann erkennt ihr die Bedeutung dieser Aktion. Und erst dann wird der eine oder andere unter euch still sagen: Eigentlich hätte ich ein bißerl mehr geben können...

Allen denen zum Trotz, die nicht an euch glauben, die nicht verstehen können oder nicht verstehen wollen, daß ihr andere, neue Wege geht als die alten, daß aber euer Herz heiß ist und daß ihr Taten setzt, Taten des Herzens, die die Erwachsenen nicht bereit sind, euch nachzumachen.

Lest nun, was die, die vor euch die Schulbank drückten, seit Kriegsende jährlich gesammelt haben:

Schuljahr:

Berufsschüler helfen:

- | | |
|---------|--|
| 1946/47 | armen Kindern Wiens durch Erzeugung und Spende von 10.000 Spielzeugen aller Art. |
| 1947/48 | armen Kindern Wiens durch Erzeugung und Spende von 10.000 Spielzeugen aller Art. |
| 1948/49 | den Pflegelingen des Altersheimes Lainz durch Spende von Rauchwaren und Süßigkeiten im Werte von S 11.800.— |
| 1949/50 | den Zöglingen der Bundesanstalt für Erziehungsbedürftige in Kaiser-Ebersdorf durch Übergabe von S 17.153,43 und 2.780 Büchern zur Errichtung einer Bibliothek. |
| 1950/51 | den Wiener Blinden durch Spende von S 30.719,23 zur Errichtung einer Schulungswerkstätte. |
| 1951/52 | den Pflegelingen des Altersheimes Lainz durch Spende von S 34.751,25 zur Errichtung von drei Großradioanlagen und Anfertigung von Betthörern für einige Pavillons. |
| 1952/53 | die Jugendherberge Tauchen bei Mönchkirchen auszugestalten und spenden hiefür S 33.651,33. Im selben Jahr halfen sie den hochwassergeschädigten Holländern mit einer Spende von S 39.054,74. |

Schuljahr:	Berufsschüler helfen:
1953/54	den Lawinenofern in Vorarlberg mit einer Spende von S 51.279,94. Ferner dem Krebsforschungs-Institut durch Spende eines großen Forschungsmikroskopes, diverser Instrumente und Geräte im Wert von S 43.607,35.
1954/55	durch Errichtung eines Planschbeckens im Garten des Erholungsheimes für körperbehinderte Kinder „Am Nußberg“ im Werte von S 71.581,46. Die Arbeiten wurden unter freiwilliger Mithilfe der Berufsschüler für das Baugewerbe, der Steinmetze und der Gärtner durchgeführt.
1955/56	Aus dem Sammelergebnis von S 75.139,61 erhielten die freiwillige Hietzinger Rettungsgesellschaft S 5000,—, der Osterreichische Bergrettungsdienst S 10.000,—, das Zentralkrippenheim der Stadt Wien Geräte im Werte von S 5.608,11, die Opfer der Lawinenkatastrophe Kaprun S 50.531,50 und ein bedürftiger Musikstudent der Akademie für Musik und bildende Kunst in Wien (anlässlich des Mozartjahres) ein Stipendium von S 4.000,—.
1956/57	Aus dem Sammelergebnis von S 124.345,22 wurde für den Arbeiter-Samariterbund ein VW-Transporter als Katastropheneinsatzwagen eingerichtet. Er kostete insges. S 54.174,95. Gleichzeitig wurden für die Ungarnhilfe S 69.000,— an das „Rote Kreuz“ überwiesen. Für den Rest wurde ein Katastrophenfonds eingerichtet. Er hat den Zweck, bei Katastrophen rasche Hilfe leisten zu können.
1957/58	dem Poliomyelitis-Verband durch Ankauf von Rollstühlen und verschiedenen Geräten für Heilgymnastik im Werte von S 116.132,43.
1958/59	der Schreibstuben Ges. m. b. H., Wien IX, Kolingasse 15, durch Ankauf von Büro- und Schreibmaschinen im Werte von S 79.733,50. Der Bergrettungsdienst erhielt einen Scheck über S 10.260,— und der Rest von S 12.833,78 wurde als Katastrophenfonds bereitgestellt.
1959/60	Das Sammelergebnis betrug S 142.619,13. Davon erhielt Prim. Dr. Rett für seine Station gehirngeschädigter Kinder in Lainz einen Scheck über S 100.000,— zum Ankauf von Heilgeräten. Der Osterreichische Bergrettungsdienst einen Scheck über S 10.000,—, das Pestalozzidorf Trogen (Schweiz) Kleidungsstücke und Spielzeug im Werte von S 16.000,—. Der Rest wurde dem Katastrophenfonds der Schulgemeinde gutgebracht.
1960/61	Das Sammelergebnis betrug S 141.941,21. Davon erhielt das Erziehungsheim Eggenburg zur Errichtung eines Sportplatzes einen Scheck über S 103.000,—, Dir. Kucharik für die Schulen körperbehinderter Kinder einen Scheck über S 4.000,—. Für hungernde Kongokinder wurden S 20.000,— überwiesen. Der Rest wurde dem Katastrophenfonds der Schulgemeinde gutgebracht.

In den vergangenen 14 Jahren wurde demnach neben beachtlichen Sachspenden

ein Gesamtbetrag von **S 1,227.875,29** von den Berufsschülerinnen und -schülern aufgebracht. Vor dieser Leistung können wir Erwachsenen nur den Hut ziehen und sagen: „Wir sind stolz auf euch“.

Sammelergebnis der Sozialaktion 1961-62

	Schilling
Bäcker und Zuckerbäcker	1.701,—
Baugewerbe I und II	7.466,—
Caritas (Sulzwiese)	120,—
Damenschneider I	5.900,—
Damenschneider II	2.884,—
Dominikanerinnen (Hauswirtschaftsschule)	400,—
Dörfelstraße (Hauswirtschaftsschule)	19.522,—
Dreher und Werkzeugmacher	3.144,47
Einzelhandel I	8.000,—
Einzelhandel II	4.459,95
Einzelhandel III	4.183,70
Einzelhandel IV	6.000,—
Elektromechaniker und Fernmeldemonteur	5.348,—
Elektrotechniker und Radiomechaniker	7.380,45
Erdbergstraße (Hauswirtschaftsschule)	1.000,—
Fleischer	1.100,—
Friseure I	10.126,65
Friseure II	2.052,—
Gärtner und Blumenbinder	3.529,—
Gastgewerbe	2.500,—
Gold-, Silberschmiede, Juweliere, Uhrmacher	1.514,50
Gonzagagasse (Damenkleider und Wäscheherzeugung)	800,—
Graphisches Gewerbe	4.450,—
Großhandel I	5.684,54
Großhandel II	8.176,93
Hahngasse (Hauswirtschaftsschule)	7.414,82
Hotelfachschule	1.700,—
Herrenkleidermacher	2.241,31
Industrie I	7.543,30
Industrie II	5.804,—
Installateure (Gas, Wasser, Zentralheizung)	1.500,—
Kraftfahrzeugmechaniker	7.650,—
Lederverarbeitendes Gewerbe	1.107,—
Maler und Anstreicher	3.136,81
Maschinenschlosser	4.397,—
Mechaniker, Glaser, Optiker	4.270,—
Modeschule Hetzendorf	643,—
Schlosser I	4.381,—
Schlosser II	3.289,05
Spengler und Kupferschmiede	2.451,50
Sperrgasse (Damenkleider und Wäscheherzeugung)	4.700,—
Textilgewerbe I	1.556,—
Textilgewerbe II	825,—
Tischler I	3.285,70
Tischler II	2.930,—
Zahntechniker, Gießer, Modellmacher, Schmiede	1.978,—
Zimmerer und Dachdecker, Tapezierer	1.025,—
	<hr/>
	191.271,68



George Gershwin, der vor 25 Jahren am 11. Juli 1937 in Hollywood starb, gilt unbestritten als eine der stärksten Komponistenbegabungen Nordamerikas. Seine „Rhapsodie in Blue“ und vor allem die erste amerikanische Volksoper „Porgy and Bess“ trugen seinen Ruhm in alle Welt. George Gershwin hatte sich vorgenommen, „die besseren Elemente des Jazz mit der Kunstmusik zu verschmelzen und die Basis zu schaffen für eine Reihe sinfonischer Schöpfungen von typischem Ausdruck für unsere amerikanische Nation.“ Dieses Ziel hat er auch erreicht, obschon der begabte Komponist viel zu früh starb. Er war nicht einmal 39 Jahre alt, als die Folgen einer Gehirnoperation seinem Leben ein Ende bereiteten.

George Gershwin stammte aus New York, wo er am 26. September 1898 in Brooklyn geboren wurde. Als Kind hatte er keinerlei Interesse für Musik, erst als er Gelegenheit zum Klavierspielen bekam, erkannte er seine Leidenschaft und seine Begabung. Dann aber stellte sich der Erfolg schon sehr früh ein. Er war 16 Jahre, als er mit seinem ersten Schlager Erfolg hatte, ein Verlag stellte den Halbwüchsigen als Berater für Unterhaltungsmusik ein. Doch Gershwin nahm sein weiteres Musikstudium sehr ernst. Als Zwanzigjähriger war er als Komponist von musikalischen Komödien, Bühnenmusiken und Schlagern berühmt, und als 1924 seine „Rhapsodie in Blue“ herauskam, stellte sich Weltruhm ein. „Ein Amerikaner in Paris“ folgte 1928 und noch andere Werke für den Konzertsaal sowie volkstümliche Lieder.

Einzigartig ist jedoch die Negeroper „Porgy und Bess“. Gershwin hat hier eine

verblüffend vitale, stimmungsvolle Musik geschaffen, für die es noch kein Vorbild gab. Er verwendete Jazz und Negergesänge, die er in Südkarolina am Ort der Handlung selbst studierte, ohne sie dann im Original zu übernehmen. Unvergleichlich großartig in ihrer Naturkraft sind die Chöre dieser Partitur und die urgewaltige Vitalität mancher Szenen. Den phantastischen Erfolg der 1935 fertiggestellten Oper hat George Gershwin nicht mehr erlebt.

Szene aus der Oper „Porgy and Bess“



Die Kurzgeschichte des Monats

Der Hochstapler

Die Zeit formt ihre Witze. Aus bitteren Wahrheiten wird eine bittere Pille. Diese Glosse unserer Tage, wenn sie nicht schon erzählt würde, müßte erfunden werden.

Wir hatten uns zweiundzwanzig Gläser ausgeborgt und eine ganze Kiste Getränke gekauft, denn wir wollten den Tag festlich begehen. Unsere jüngste Tochter Monika hatte sich verlobt, eine gute Partie, wie wir sagten, das mußte gefeiert werden.

Zum Verlobungsfest trafen die Verwandten aus Nord und Süd ein. Sie brachten Blumen und Geschenke, der Briefträger lief sich mit seinen Glückwunschtelegrammen zwei Schuhsohlen durch, das Telefon läutete ununterbrochen, ja, unsere Tochter hatte es auch prächtig getroffen. Wollte Gott, wir hätten alle unsere Töchter so prächtig verheiratet. Ein Glücksfall seltener Art für uns Eltern.

Der Bräutigam wurde um zehn Uhr erwartet. Ich war am Morgen des Verlobungstages noch einmal ausgegangen. Ich ließ mir den Bart schaben. Und wie es oft der Zufall so will, wie das Leben so spielt, ich geriet an einen Friseur, der meinen neuen Schwiegersohn gut kannte. Er freute sich über mich, er sprach nur das Beste von ihm, lobte seinen Charakter, auch in Frauendingen war ihm nichts Nachteiliges nachzusagen, das ging mir als Vater ein wie Honig. Aber plötzlich, mitten in einer Erzählung — mir war erst die eine Seite rasiert, er packte mich gerade an der Nasenspitze, um meinen Kopf nach der anderen zu drehen — sprang ich auf, lief mit Seifenschaum und Handtuch hinaus auf die Straße, überquerte mit großen Sprün-

gen den Maximiliansplatz bis zu meinem Haus, stürmte die Stiegen empor, um das Schlimmste zu verhüten.

Ich kam fünf Minuten vor meinem Schwiegersohn an.

„Halt! Halt!“, rief ich. „Alles abblasen!“

„Was ist geschehen?“



„Die Verlobung findet nicht statt!“

„Aber Papa!“

Ich packte meine Frau am Arm:

„Dein sauberer Herr Schwiegersohn —“

„Was ist mit ihm?“

„Er ist ein Hochstapler!“

„Wie? Was?“

„Ein ganz gewöhnlicher Hochstapler! Ich habe es soeben erfahren!“

Die Verlobungsgäste standen aufgeregt im Kreise.

Sie hielten bereits die Gläser, den Bräutigam zu begrüßen.

„Ein Hochstapler?“, riefen sie.

„Ja. Er hat sich als gutverdienender, vielbeschäftigter Fliesenleger vorgestellt! Wißt ihr, was er in Wahrheit ist?“

„Nein. Was?“

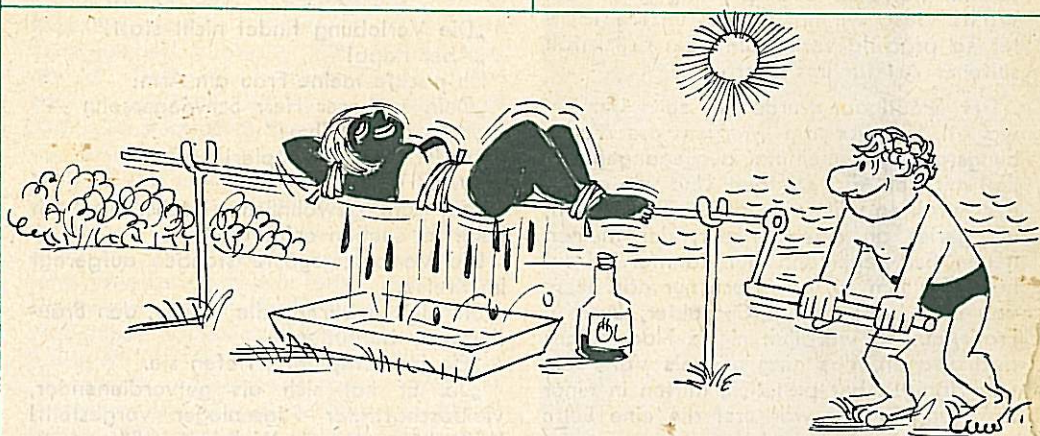
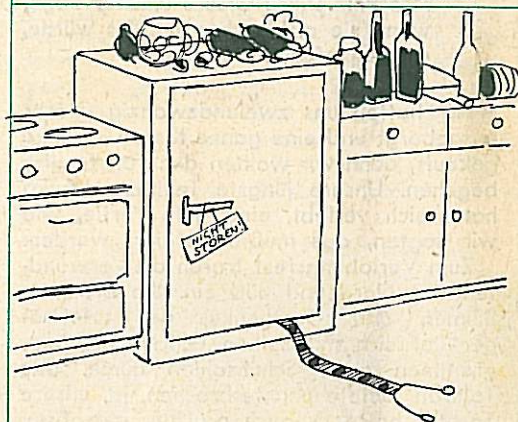
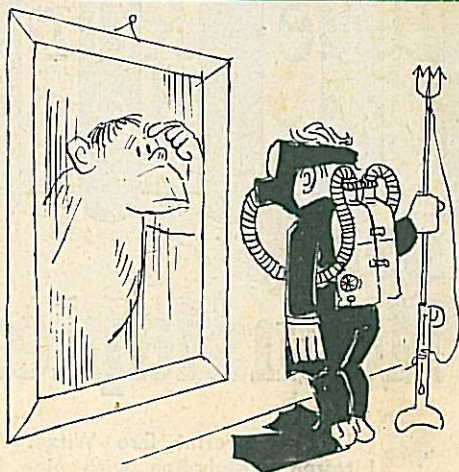
Ich stöhnte:

„Ein junger Akademiker!“

Hans April

Hinein in den Sommer

VIEL VERGNÜGEN
WÜNSCHT ROLF TOTTER



Herausgeber: Stadtschulrat für Wien, Abt. III-Schulgemeindereferat, Wien XV, Hütteldorfer Straße 7-17 — Eigentümer und Verleger: Zentralsparkasse der Gemeinde Wien, I., Wipplingerstraße 4-8 — Gestaltung: Karl Damisch, Ing. Sepp Steiner und Herbert Pirker — Für den Inhalt verantwortlich: Robert Jungbluth, Wien XV, Hütteldorfer Straße 7-17 — Illustrationen: Karl Köhler — Druck: Buchdruckerei P. Strahal, Wien XVI, Yppenplatz 1, Tel. 33 76 93